

stimme

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

100

Herbst 2016

EUR 5,50

ISSN: 2306-9287

25 JAHRE
100 AUSGABEN



MINORITÄRE
ALLIANZEN

Sie haben Fragen ...

- an den Bundeskanzler,
an den Bundesminister für Kunst und Kultur, Verfassung und Medien,
an die Staatssekretärin für Diversität, Öffentlichen Dienst und Digitalisierung
- zu aktuellen Themen der Regierungspolitik
- zur Europäischen Union
- zur öffentlichen Verwaltung in Österreich
- zum politischen System in Österreich
- zu persönlichen Anliegen
- zu E-Government
- zu Handy-Signatur und Bürgerkarte

Bürgerinnen- und Bürgerservice – Service- und Europatelefon

Servicezeiten: Montag bis Freitag: 8 bis 16 Uhr (werktags)



0800 222 666
(gebührenfrei aus ganz Österreich)



service@bka.gv.at

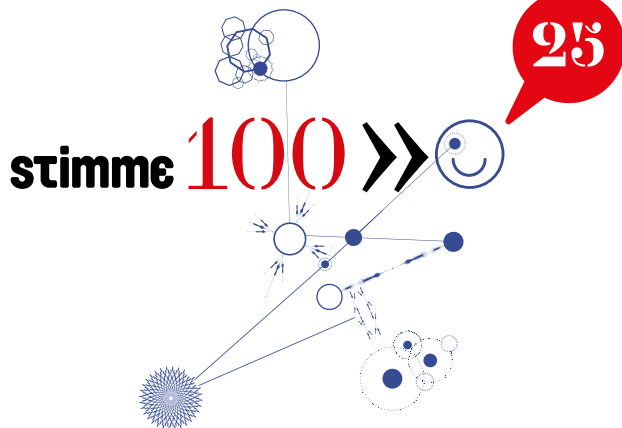


Bürgerinnen- und Bürgerservice
Postanschrift: Bundeskanzleramt
Ballhausplatz 1, 1010 Wien



+43 1 531 15-204274

Beim Team des Service- und Europatelefons des Bundeskanzleramtes ist Ihr Anliegen in den besten Händen. Sie bekommen umfassende und kompetente Beratung und Information.



Impressum

STIMME ist das vierteljährliche Vereinsblatt der **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten).

Medieninhaberin und Verlegerin: **Bürgerinitiative Demokratisch Leben**, Jahnstraße 17, 6020 Innsbruck | Tel.: +43 512 58 67 83

Herausgeberin und Redaktion: **Initiative Minderheiten** (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten | ZVR-Zahl: 393928681) | **Gumpendorfer Straße 15/13**, 1060 Wien, Tel.: +43 1 966 90 01 | office@initiative.minderheiten.at | stimme@initiative.minderheiten.at

Chefredakteurin: **Gamze Ogan**

Redaktionelle Mitarbeit: **Vida Bakondy, Beate Eder-Jordan, mh, Ursula Hemetek, Cornelia Kogoj, Sabine Schwaighofer, Jana Sommeregger, Gerd Valchars, Vladimir Wakounig**

Kolumnen: **Hakan Gürses, Erwin Riess, Vida Bakondy**
Grafisches Konzept, Artdirektion & Illustrationen: **fazzDesign** (Fatih Aydogdu) | fazz@fazz3.net

Lektorat: **Nikolaus Stenitzer** | www.zeichenweise.com



Herstellung (Repro & Druck):

Donau Forum Druck Ges.m.b.H., Walter-Jurmann-Gasse 9, 1230 Wien | office@dfd.co.at

UW785 Lizenznehmer Österreichisches Umweltzeichen.

Verlags- und Erscheinungsort: **Innsbruck** | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck

Anzeigen: **Helga Kovrigar** | office@initiative.minderheiten.at

Aboservice: **Kai Kovrigar** | abo@initiative.minderheiten.at

Jahresabo: **EUR 20,-** Inland, **EUR 30,-** Ausland

(für Vereinsmitglieder kostenlos), Einzelpreis: **EUR 5,50**

Web: **www.initiative.minderheiten.at**

www.zeitschrift-stimme.at

Namentlich gezeichnete Artikel müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wiedergeben.

- 04** | **Aushang**
Kurzmeldungen
- 05** | **Editorial**
Gamze Ogan
- 06** | **Stimmfrage**
Briefwahl in Zeiten der Flucht
Hakan Gürses
- 08–11** | **Minorisierung ohne Rechte**
Ein Essay über Volksgruppen, Eingewanderte und Minderheiten
Hakan Gürses
- 12–13** | **Gleich und gleich gesellt sich ungern**
Der vergebliche Anlauf egalitärer Vernetzung jenseits zivilgesellschaftlicher Schrebergärtnerei | Philipp Sonderegger
- 14–15** | **Radikale Schnittstelle werden**
Über die Zukunft queerer Allianzen
Marty Huber
- 16–17** | **Solidarität in Opfer- und Gedenkgesellschaften**
Allianzen im Kampf um gleichwertige Opferpositionen
Erika Thurner
- 18–19** | **Ins Bild gerückt**
Gesichter der Initiative Minderheiten und der Stimme
- 20–22** | **That promised land where all is peace ...**
Jüdisch-Schwarze Allianzen in den USA
Christian Kravagna
- 23** | **Sigi Maron und der ratlose Frosch**
Ein Nachruf
Erwin Riess
- 24–25** | **Man kann keine Ausstellung zum Thema Sex machen, ohne selbst zum Voyeur zu werden** | Andreas Brunner, Co-Kurator von „Sex in Wien“, im Gespräch mit Jessica Beer
- 26** | **Groll**
Bad Saag, Kärnten oder Minoritäre Allianzen an der Macht
Erwin Riess
- 27** | **Vielfalt, I like**
Ein Film über plurale und mehrsprachige Entfaltungsräume von Jugendlichen | Irene Cennamo
- 28–29** | **Nachlese**
Die vergessene Generation | Kinder afroamerikanischer Besatzungssoldaten in Österreich | Zsaklin Diana Macumba
- 30–31** | **Spurensicherung**
Ein Aufblitzen der Solidarität
Vida Bakondy
- 32** | **Lektüre**
Rezensionen

Offenlegung gemäß §25 Mediengesetz: STIMME – Zeitschrift der Initiative Minderheiten ist das vierteljährliche Vereinsblatt der Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) mit der grundlegenden Richtung gemäß §2 und §3 der Vereinsstatuten, die Kommunikation und das Zusammenleben von Minderheiten und Mehrheiten durch die Selbstdarstellung von Minderheiten und ihrer Organisationen, durch Interviews, Erfahrungsberichte, wissenschaftliche Beiträge, Buch-, Periodika- und Tonträgerbesprechungen, aktuelle Nachrichten und Veranstaltungshinweise bzw. -berichte auf medialer Ebene zu fördern. Die Initiative Minderheiten (Verein zur Förderung des Zusammenlebens von Minderheiten und Mehrheiten) ist Mitglied der Bürgerinitiative Demokratisch Leben (Medieninhaberin) und Herausgeberin der Zeitschrift. Die Finanzierung der Zeitschrift erfolgt durch öffentliche Subventionen, Mitgliederbeiträge, Abonnements und freiwillige Spenden. Die Adressen der Medieninhaberin und der Herausgeberin sind im Impressum angeführt.

Aktionstage Flucht – Migration – Demokratie

Europa ist in große Bewegung geraten. Zur Finanz-, Griechenland- und Brexit-Krise gesellte sich zuletzt die medial als „größte Krise Europas“ konstruierte Debatte über Flüchtlinge hinzu. Allerorten scheint Panik zu herrschen. Eine Politik der Angst breitet sich aus. Den europäischen Ländern fällt es schwer, menschenrechtliche Bedingungen für Geflüchtete sicherzustellen. Die Solidarität unter den EU-Mitgliedsstaaten ist erodiert. Vielen fällt es nicht leicht anzuerkennen, dass eine ethnisch und religiös homogene Gesellschaft schon lange nicht mehr der Realität entspricht.

Das heißt jedoch nicht, dass Europa und seine Demokratien aufgegeben werden dürfen. So beweist das zivilgesellschaftliche Engagement von Bürger_innen, dass Solidarität lebt. Öffentliches „Tätigsein“, von den kleinen Gemeinden bis zu den Städten, wird für viele zur Handlungsmaxime. Damit nehmen zivilgesellschaftliche Aktionen und Organisationen einen starken Einfluss auf europäische Demokratien, verändern sie und gestalten sie neu.

Im Rahmen der Aktionstage „Flucht – Migration – Demokratie“, die von einer Vielzahl von Organisationen mitgetragen werden, erfolgt ein fundamentales Nachdenken über die Veränderungen der europäischen Gesellschaften angesichts der aktuellen Fluchtbewegungen. Die Frage nach den Auswirkungen der derzeitigen Flüchtlingsdebatte auf demokratische Prozesse ist dabei der rote Faden. Die Aktionstage wollen zum kritischen Denken anregen,

neue Netzwerke zum Thema Flucht und Migration entstehen lassen und nach emanzipatorischen und demokratiebehaltenden Möglichkeiten – regionalen, nationalen und transnationalen – suchen.

29. November bis 2. Dezember 2016
Akademie der bildenden Künste Wien,
ÖBB Unternehmenszentrale
am Hauptbahnhof,
Stadtkino im Künstlerhaus

Organisiert von:
Initiative Minderheiten,
Center for Advanced Studies
South Eastern, ERSTE Stiftung,
Institut für die Wissenschaften
von Menschen, Asylkoordination
Österreich, arge region kultur,
Grüne Bildungswerkstatt
Minderheiten, Interkulturelles
Zentrum, Renner Institut

Kooperationspartner:
ÖBB, Akademie der bildenden Künste
Wien, Stadtkino im Künstlerhaus,
Institute for Migration, Ethnicity
and Society / Linköping University,
Austrian Institute for International
Affairs, Institute for the Danube
Region and Central Europe

Unterstützt von:
MA 17 – Stadt Wien,
Industriellenvereinigung,
Europe for Citizens Programme
of the European Union

Für detailliertes Programm:
www.initiative.minderheiten.at

ZEYNEP BUYRAÇ **KENAN ECE**

PREMIERE: 2. NOVEMBER 2016

DU SCHAUST, UND DIE WOLKEN ZIEHEN

VON ÖZEN YULA, INSZENIERT VON ÜLKÜ AKBABA

Ort: WERK X-Eldorado, Petersplatz 1, 1010 Wien
Tickets: 01 535 32 00 11 | www.werk-x.at

www.wolkenziehen.at



BUNDESKANZLERAMT ÖSTERREICH



Du schaust, und die Wolken ziehen ::: Bakarsın Bulutlar Gider :::

Betül trägt das Kopftuch fein säuberlich bis unters Kinn – zumindest wenn sie außer Haus geht. Das tut die junge Frau allerdings eher selten. Zu Hause hat sie alles, was sie braucht. Hier sammelt sie Zeugnisse ihres neu erworbenen Wohlstandes, oft noch gar nicht ausgepackt. Betül mag shoppen – aber am liebsten im TV.

Dann klingelt es, und die Wirklichkeit bricht über ihr kleines Paradies herein. Kaya, der ungebetene Gast, kaum älter als Betül, überbringt ihr einen Brief. Er stammt von Orhan, ihrem Mann, der sich aus einer fremden Wohnung im zwölften Stock in den Tod gestürzt hat. Wer ist Kaya und was hat er mit Orhans Tod zu tun?

Özen Yula, einer der bedeutendsten türkischen Dramatiker der Gegenwart, entfaltet den Konflikt zwischen den Moralvorstellungen im islamisch-konservativen Milieu und

dem individuellen Streben nach Glück einfühlsam, aber illusionslos mit den Mitteln der Komödie.

Ülkü Akbaba hat das Erfolgsstück der vergangenen Istanbulersaison ins Deutsche übertragen und inszeniert. Die Wiener Schauspielerinnen Zeynep Buyraç und der aufstrebende Istanbul Bühnen- und Filmstar Kenan Ece spielen das Stück im November 2016 in einer deutsch- und einer türkischsprachigen Version.

Termine
Deutsch:
2., 4., 9., 14., 15. und 16.11.2016
Türkisch:
7., 11., 12., 18. und 19.11.2016
Ort: WerkX-Eldorado,
Petersplatz 1, 1010 Wien

www.wolkenziehen.at
www.werk-x.at

AKTIONSTAGE: FLUCHT MIGRATION DEMOCRACY
AKTIONSTAGE: REFUGEES MIGRATION DEMOCRACY

**29.11 –
2.12. 2016**

Die Schaffung von minoritären Allianzen war der Gründungsgedanke der **Initiative Minderheiten**, die vor 25 Jahren von Aktivist_innen aus unterschiedlichen minorisierten Gruppen in die Welt gerufen wurde. Der sehr breit interpretierte Minderheitenbegriff, der die Initiative auf ihrem Weg begleiten sollte, war für diese Zeit eine Provokation, erzählt das Gründungsmitglied Vladimir Wakounig. Das Projekt verfolgt bis heute die Strategie, durch Allianzen gemeinsame gesellschaftspolitische Anliegen zu identifizieren und durchzusetzen. Als mediale Plattform bietet die **Stimme** Raum zum Interagieren, Sammeln von unterschiedlichen Positionen und Kundtun von Forderungen unterschiedlicher minorisierter Gruppen. Unsere 100. Ausgabe widmen wir dem Gründungsgedanken.

„Allianz heißt nicht das Aufgeben eigener (...) Forderungen, ebensowenig die volle Identifikation mit allen Anliegen des Bündnispartners; sie verlangt keine Kraftvergeudung für die Zwecke anderer, bedeutet auch nicht Prestigeverlust in der Öffentlichkeit. Eine minoritäre Allianz beginnt mit der Wahrnehmung der Gemeinsamkeiten eigener Anliegen mit jenen anderer Minderheiten, geht über die Koordinierung ähnlicher Bemühungen in temporäre, strategiebezogene Zusammenkünfte. Gemeinsames Auftreten verstärkt jede einzelne Gruppe der Allianz.“^[1] Das schrieb **Hakan Gürses** schon im Jahr 1994. Einleitend zu unserem heutigen Themenschwerpunkt setzt er sich mit den alten und neuen Minderheiten auseinander und weist erneut auf die Notwendigkeit der Allianzenbildung hin.

Der Menschenrechtler **Philipp Sonderegger** erinnert sich an den Höhenflug der antirassistischen Bewegung in Österreich Anfang der 2000er Jahre – dank der Bildung von Allianzen über ethnische Grenzen hinaus.

Marty Huber, Mitbegründer_in von Queer Base, unterstreicht die Notwendigkeit von Allianzen *innerhalb* der Queer-Community und mit Flüchtlingen, die aufgrund ihrer Sexualität oder Geschlechtsidentität verfolgt wurden.

Wie schwierig es war und wie es dennoch gelang: Die Politikwissenschaftlerin **Erika Thurner** schreibt über die Allianzen und Solidarität unter den Überlebenden des Nationalsozialismus.

In einem Beitrag über österreichische Grenzen hinaus befasst sich der Kunsthistoriker **Christian Kravagna** mit der Allianz zwischen afroamerikanischen und jüdischen Akteur_innen aus Wissenschaft, Kunst, Wirtschaft und Politik in der Zeit der sogenannten Harlem Renaissance.

Das Transparent des österreichisch-türkischen Freundschaftsvereins auf einem 1987 entstandenen Demonstrationsfoto brachte **Vida Bakondy** zum Staunen. Ihre Recherche für die Spurensicherung führte sie zu einer ungewöhnlichen Allianz. **Erwin Riess** lässt nicht nur Groll und den Dozenten zu Allianzen diskutieren. Er verfasste auch einen ungewöhnlichen Nachruf auf den sozialkritischen Liedermacher **Sigi Maron**.

Noch bis 22. Jänner 2017 zeigt das Wien Museum die Ausstellung „Sex in Wien“. **Jessica Beer** sprach mit dem Co-Kurator **Andreas Brunner** über Voyeurismus, Populismus und Subversion.

In der Radio-Stimme-Nachlese geht **Zsaklina Diana Macumba** der verdrängten Geschichte der sogenannten Besatzungskinder in Österreich nach.

„Vielfalt, I like“ heißt eine Filmdokumentation über das diversitätsbewusste Leben an einer Neuen Mittelschule in Kärnten. **Irene Cennamo** hat die Doku für die **Stimme** besprochen.

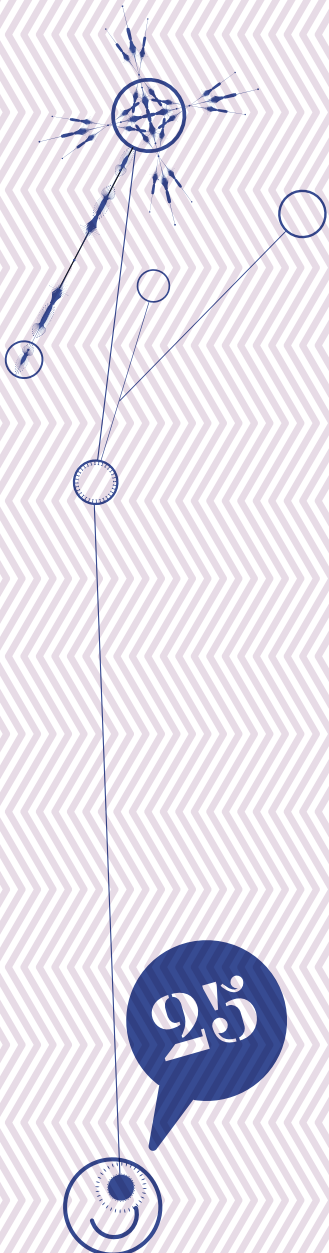
100 Ausgaben der **Stimme** in 25 Jahren heißt auch die Allianz von weit über hundert Menschen. Wir haben einen Bruchteil der Gründungs- und Vorstandsmitglieder, Redakteur_innen und Gestalter_innen, Projekt- und Büromitarbeiter_innen in diesem Jubiläumsheft ins Bild gerückt. Wir waren und sind heute zweifellos viel mehr, als wir hier abbilden können: Allen gilt unser herzlicher Dank!

Ebenso bedanken wir uns bei allen Fördergebern, die uns in den vergangenen 25 Jahren unterstützt haben.

Und nicht zuletzt Ihnen, liebe Leser_innen, danken wir für die Begleitung der **Stimme** über all die Jahre und hoffen, dass Sie uns auch in der Zukunft treu bleiben!

Viel Solidarität im farbenfrohen Herbst wünscht,
Ganze Ongan | Chefredakteurin

^[1] Hakan Gürses: Wechselspiel der Identitäten. Bemerkungen zum Minderheitenbegriff. In: SWS-Rundschau 4/94, Wien: 353-368.



MinORITÄRE ALLIANZEN

Briefwahl in Zeiten der Flucht

Während die halbe Welt in Trümmern liegt, Blut und Asche menschliche Körper bedecken, versinkt die Republik Österreich in einer Klebstoffkrise. Die nicht gut pickenden Wahlkartenumschläge führten dazu, dass die Wiederholung der bereits erfolgten Stichwahl für den nächsten Bundespräsidenten vor ihrer Abhaltung verschoben wurde – Zores in Raten, kurz gesagt.

Liebe Welt in Trümmern, 'tschuldigen, aber wir haben momentan andere Probleme, wir diskutieren die nicht schließenden Briefwahlkuverts. Aber das ist gut. Beneidet uns nicht jeder Mensch in Syrien oder Irak um *diese* politische Auseinandersetzung? Unsere Sorgen möchten alle haben. Je Banane die Debatte, desto Frieden im Land – so oder ähnlich könnte man den Augsburger Friedensspruch von 1555 umformulieren. (Der hieß im Original: *Cuius regio, eius religio* / Wes der Fürst, des der Glaub'.)

Apropos Augsburg: Just jenes Reichsgesetz räumte damals auch das *ius emigrandi* genannte Recht auf Auswanderung ein. Freilich hat auch damals niemand von Einwanderung geredet; es war den Leuten egal, wohin sich das andersgläubige Gesindel letztendlich verzog. Es handelte sich lediglich um das Recht, die Region auf legalem Weg verlassen zu dürfen.

Das muss wohl auch der Grund dafür sein, warum unser für Außen- und Integrationspolitik zuständiger De-facto-Innenminister Sebastian Kurz ohne Unterlass von „illegalen Flüchtlingen“ redet: Denn diese haben ja bei ihrer Flucht kein solches Recht auf Emigration geltend gemacht – etwa mit einem Ausreisevisum im Reisepass, zwischen zwei Bombardierungen ausgehändigt vom syrischen Innenministerium mit den Abschiedsworten: Reisender, gehst du nach Österreich, nimm eine Tube Klebstoff mit! Nein, sie sind gar nicht ordentlich ausgereist, diese Flüchtlinge, sondern einfach geflüchtet. Das gefällt Minister Kurz nicht. Das ist illegal. Das ist ... (bitte die Lücke ausfüllen).

Wenn Sie im Übrigen fragen, warum diese Dinge nicht den eigentlichen Innenminister in Anspruch nehmen, so muss ich Ihnen leider entgegnen: Wie blöd ist denn diese Frage? Der Herr (den gibt es wirklich; wie hieß er gleich? Ah, ich hab's schon!) Sobotka muss doch zu Testzwecken stündlich Briefwahlkuverts schlecken und parallel dazu mit den beiden Kandidaten einen nachhaltig stichfesten Termin für die Stichwahlwiederholungsverschiebung bis zum Kalenderjahr 2020 vereinbaren. Hallo, eine Ganztagsbeschäftigung ist das! Darum wartet eben in der Zwischenzeit der Kurz hoffnungsvoll auf legale Flüchtlinge: Herren in flotten Dreiteilern, Damen in knöchellangen Abendkleidern, Kinder in Begleitung ihrer französischen Gouvernanten, alle mit Liniensflügen der AUA erster Klasse unterwegs! Die kommen

sicher eines Tages, dann werden auch die Kuverts offen sein, äh, ich meine, die Grenzen. So muss Politik!

Doch zurück zu der nämlichen Debatte: Es gibt Stimmen, die behaupten, ein solch schlampiger Umgang mit der Wahl sei schlecht für die Demokratie. Vor allem junge Menschen würden ihr ohnehin spärlich vorhandenes Vertrauen in die Politik und die Politiker_innen nun gänzlich verlieren. Politikverdrossenheit werde überhand nehmen, und populistische ... (bitte die Lücke ausfüllen). Andere wiederum meinen, aber geh, in Österreich werde sowieso alles ein bisschen schlampert gehandhabt, Wahlen seien doch nicht die Welt, man werde das Ramasuri sowieso ruckizucki wieder vergessen, es ist ja kein Malheur, des bisserl offenes Kuvert, ihr braucht's ned Muffn gehen, Wien bleibt Wien, es spielt eh' die Musi, jaaa-wolllllll!

So weit also die Kontroverse.

Da wir an diesem Ort naturgemäß nach Minderheitenbezug Ausschau halten, stellt sich für uns freilich die Frage: Was bedeutet dieser Umgang mit den formalen Instrumenten und Prozeduren der Demokratie und des Rechtsstaats für die Minderheiten? Ich antworte mit: Nächste Frage, bitte!

Ich sehe, und damit sind wir wieder beim Problem Flucht und Emigration (warum lässt uns das keine Sekunde in Ruhe?), eben, ich sehe jetzt schon die Postings der politikbeflissenen Bobo-Fraktion in sozialen Medien nach der abgehaltenen Wahl (irgendwann wird sie ja doch abgehalten werden, oder?) vor mir: „Man kann ja nun wirklich nur mehr auswandern! Aber wohin?“ Nun, wir Österreicher_innen verzichten nicht gerne auf die hiesige Brotvielfalt. Wenn wir schon auf jede andere Vielfalt ... (bitte die Lücke ausfüllen).

Resümee: Das spätmittelalterliche *ius emigrandi* heißt für die Kriegsgeplagten von heute einfach Flucht. Wir im Westen wiederum übersetzen es für unsere Zwecke als Last-Minute-Schnäppchen oder eben als PES – Postelektiven Auswanderungsstress. Unter uns gesagt habe ich seit einiger Zeit nicht selten das Gefühl, dass wir aus dem Mittelalter eigentlich nie so richtig herausgekommen sind.

Wir staunen über so viel Leid, Blut und Zerstörung in der Welt. Nicht Krieg und Gewalt machen jedoch die eigentliche Ausnahme aus, sondern die vergleichsweise kurze Zeitspanne des Friedens, worin wir uns in West- und Zentraleuropa seit einigen Jahrzehnten schwelgen dürfen. Der Befund von Clausewitz lautete: Der Krieg ist die mit anderen Mitteln geführte Politik. Das Gegenteil ist wahr: Hinter der Politik, zumal unserer, lauert der Krieg, den heute andere führen – damit wir in Seelenruhe über nicht klebende Wahlkuverts und günstige Auswanderungsorte für uns diskutieren können. ■■■■

25 JAHR**e**

100 aUSgAb**EN**



MinORitäre
AlliAnZ**EN**

Minorisierung ohne Rechte

Ein Essay über Volksgruppen, Eingewanderte und Minderheiten

Und es [Europa] betrachtet sich in seinen Minderheiten wie in einem Spiegel, bald verschwörerisch oder selbstgefällig und selbstverliebt, bald mit wilder, kaum bezähmbarer Wut, um sich in neuer Lebendigkeit wahrzunehmen und zugleich der großen Male seiner Geschichte innezuwerden.^[1]

Minderheit ist ein Reizwort. Ein widersprüchliches Gemisch aus Reaktionen und Funktionen kennzeichnet gegenwärtig den Alltagssprachlichen wie politischen Stellenwert dieses Wortes. Für sprachlich-kulturelle, religiöse oder auch soziale Gruppen, die Diskriminierung und Unterdrückung erleiden, hat das Wort *Minderheit* zunächst die Funktion eines Rettungsringes, bedeutet es doch eine Aufwertung des eigenen Status. Viel zu eng am Hals sitzt der Ring hingegen für jene Staaten, die mit diesen Gruppen restriktiv umgehen. Doch kaum als Minderheit anerkannt und mit Sonderrechten ausgestattet, beginnen sich manche Angehörige der zuvor unterdrückten Gruppen allmählich von dem Wort zu distanzieren, da dieses einen negativen Beiklang habe, etwa: „weniger“ zu sein als die Mehrheit. Für Staaten und Regierungen wiederum sind anerkannte Minderheiten und deren verbrieftete Rechte ein Aushängeschild, um die eigene Rechtstaatlichkeit zur Schau zu stellen.

Welche dieser Reaktionen und Funktionen trifft nun den Kern der Wahrheit? Ist der gesetzlich verbrieftete Minderheitenstatus im Allgemeinen gut oder schlecht für eine Bevölkerungsgruppe mit Diskriminierungserfahrung? Im Besonderen: Ist ein solcher Status erstrebenswert für Einwanderungsgruppen?

Minderheiten: Begriff, Geschichte und Gegenwart

In der Geschichte begegnen uns Gruppen, die aufgrund religiöser, sozialer, phänotypischer, kultureller Merkmale von Herrschenden und ihren treuen Untertanen als jeweiliger „innerer Feind“ betrachtet und behandelt wurden. Christianisierte „Barbaren“ des Frühmittelalters, Ketzer, Juden, Nomaden, Leprakranke, Hexen, Homosexuelle – um nur einige Beispiele aus der Liste der Geächteten, Rechtlosen, Verfemten und Aussätzigen Europas aufzuzählen. Heute würden wir für sie das Wort *Minderheit* verwenden. Der Begriff selbst entstammt offenkundig einer frühen Bezeichnung für die Angehörigen der Bettler-Orden, die man „mindere Brüder“ oder „Minoriten“ nannte.

Die europäischen Glaubenskriege im 16. und 17. Jahrhundert wiederum bilden den Hintergrund bei der Entstehung des juristisch-politischen „Minderheitenproblems“. Die ersten Dokumente, in denen dieses geregelt wird, sind die *Confessio Augustana* (1530) und der *Augsburger Religionsfrieden* (1555), in dem auch die berühmte Faustregel *cuius regio, eius religio* (wem ein Land gehört, dessen Glaube möge dort auch gelten) formuliert ist.

Im Zuge der Entstehung von Nationalstaaten taucht *Minderheit* in zwischenstaatlichen Abkommen (z. B. in den Westfälischen Verträgen von 1648 oder im Vertrag von Paris 1765) schließlich auch als *Terminus technicus* auf und findet später Eingang in völkerrechtliche Verhandlungen und Konventionen wie den Wiener Kongress (1815), den Staatsvertrag von St. Germain (1919), den Vertrag von Lausanne (1923) oder den Staatsvertrag von Wien (1955). International verbindliche Einrichtungen und Regelwerke nehmen den Terminus ab 1945 allmählich auf: die UNO-Unterkommission zur Verhinderung von Diskriminierung und zum Schutz von Minderheiten; die Deklaration über die Rechte von Personen, die zu nationalen oder ethnischen, religiösen und sprachlichen Minderheiten gehören; die Rahmenkonvention des Europarats zum Minderheitenschutz; die unterschiedlichen Menschenrechtspakte ... In all diesen Dokumenten ist der Minderheitenbegriff mit einer Gruppe konnotiert, welche numerisch kleiner als das „Staatsvolk“ ist und durch besondere Merkmale, die sie vermeintlich aufweist, definiert wird: *eigene* Kultur, Ethnie, Religion, Sprache, sogar: *eigenes Volkstum*.^[2]

Heute könnte zwischen drei Bedeutungsfacetten des Wortes *Minderheit* unterschieden werden: der *kultur-anthropologischen* und *sozialwissenschaftlichen* Bedeutung (mit einem abgeschwächten Fokus auf

^[1] Maurice Aymard: Die Minderheiten. In: Fernand Braudel (Hg.): Europa: Bausteine seiner Geschichte, Frankfurt a. M. 1989: 69-97.

^[2] Vgl. österreichisches Volksgruppengesetz BGBl. Nr. 396/1976, § 1 (1)

die erwähnten, quasi-objektiven Merkmale der Gruppe wie Sprache, kulturelle Besonderheiten, Ethnizität, Religion, Werte, Tradition etc.), der *rechtlichen* Bedeutung (offiziell anerkannte Gruppen mit Sonderrechten) und der *politischen sowie politiktheoretischen* Bedeutung. In diesem letztgenannten Feld hat sich mit den neuen sozialen Bewegungen ab den späten 1960er Jahren ein Wandel ereignet: Verschiedene Bürgerrechtsbewegungen in den USA und in Großbritannien, Lesben und Schwule, Behinderte oder Einwanderungsgruppen beanspruchen seither – neben den „klassischen“ Minderheiten, dem Gegenstand des kulturalanthropologischen Diskurses und der rechtlichen Anerkennung – den minoritären Status für sich.

Die politische Semantik des Begriffs hat sich somit ausgedehnt. Der numerisch-statistische Aspekt wird heute um das Verhältnis der Gruppe zur Norm und zur Macht ergänzt. Zudem wird das Augenmerk von der Besonderheit der betreffenden Gruppe hin auf den Minderheit konstruierenden Prozess gelenkt. In der politiktheoretischen Analyse löst die dynamische konstruktivistische Entität *Minorisierung* die statische essentialistische Entität *Minderheit an sich/für sich* ab. Heute ist das wesentliche Merkmal, an dem die Minorisierung einer Gruppe sichtbar wird, ihre soziale, rechtliche, politische oder ökonomische Lage – ihre Position in einem Machtverhältnis. Dementsprechend ihre „Repräsentation“ im öffentlich-rechtlichen Diskurs: Bilder, Bezeichnungen, Kontexte und die Macht, diese zu definieren bzw. darüber zu bestimmen. Was die „Gastarbeiter“ in den vergangenen drei Jahrzehnten über „Türken“ zu „Moslems“ machte, dieser öffentlich-diskursive Wandel, ist seinerseits mit einem Wandel der Bilder verzahnt: von „Hammelbraten im Hinterhof“ hin zu „Ehrenmorde“ und „Zwangsehe“. Ein solcher Wandel der Klischees, der Zeichen und der Zusammenhänge von öffentlichen Diskursen (etwa Migration mit der Frage nach Sicherheit zu koppeln) zeugt von der *Minorisierung* der ursprünglich auf Zeit angeworbenen Arbeits-

kräfte. Es handelt sich dabei um die „Domestizierung des Fremden“.

Der Wandel betrifft zugleich – wie eingangs angedeutet – den Terminus selbst: Allgemein betrachtet jagt das Wort *Minderheit* in europäischen Demokratien keinen kalten Schauer mehr über den Rücken. Sobald eine Gruppe von Personen, deren – wie auch immer geartetes – Anderssein innerhalb eines Nationalstaates als historisch gewachsenes Faktum gilt, mit dem Attribut des zu Schützenden versehen und mit Sonderrechten ausgestattet wird, bannt sich die Gefahr der rauen Unruhe im tiefsten Inneren des staatlichen Gebildes – zumindest grundsätzlich.

Das bedeutet nicht, dass *Minderheit* ein harmloses und verstaubtes Relikt aus alten Zeiten geworden ist. Es bleibt auch heute noch ein Reizwort, vielleicht mit weniger Sprengkraft. Während bestimmten ehemals minorisierten Gruppen in der Gegenwart keine unmittelbare Unterdrückung mehr widerfährt und manche als Minderheiten gar nicht mehr existent sind (es gibt heute keine Ketzer oder Hexen, die man verbrennt), entstehen neue, die sich in Folge ihrer Minorisierung zu denjenigen gesellen wollen, welche nach jahrhundertelanger Diskriminierung und Vernichtung nun durch Anerkennung unter dem Schutz des Staates und des internationalen Rechts leben.

Die Rechtslage ist indes für diese Gruppen sehr unterschiedlich. Für manche von ihnen gilt in vielen „westlichen“ Demokratien – zumindest auf dem Papier – der *Minderheitenschutz*, vergleichbar den kultur- und sprachhaltenden Maßnahmen für die indigenen Völker bzw. *First Nations* in Nordamerika oder Australien. Diese Regelwerke haben allesamt einen „kollektiven“ Charakter, der bisweilen über eine Verbandsklage hinausreicht und den betreffenden Gruppen regionale oder lokale Sonderrechte (in Österreich im Bereich der Bildung, der Amtssprache, der topografischen Bezeichnungen, gepaart mit einer Volksgruppenförderung), in wenigen

Fällen sogar eigene Gerichtsbarkeit (beispielsweise in Kanada) einräumt. Manche andere wiederum werden als „Lebensstil“-Minderheiten (etwa Lesben und Schwule), als Gruppen mit besonderen Bedürfnissen (etwa Personen mit Behinderung) oder wegen ihrer phänotypischen Merkmale (etwa der Hautfarbe) durch Antidiskriminierungs-Maßnahmen vor Ungleichbehandlung bewahrt. Hierbei gelten hauptsächlich individuelle Rechtsbestimmungen, manchmal auch Verbandsklage oder fördernde Maßnahmen (wie Quotenregelungen).

Schließlich gibt es eben jene Gruppen, die in der Theorie oder in den eigenen politischen Forderungen als *Minderheit* Erwähnung finden, im rechtlichen und öffentlich-diskursiven Sinne jedoch nach wie vor als „Fremde“ gelten: Eingewanderte. Sie bilden das eindringlichste Beispiel für eine „Minorisierung ohne Rechte“.

„Neu“ gegen „Alt“ in Österreich

Wiewohl sich in den 1990er Jahren der Terminus „neue Minderheiten“ – zumindest in den Politik- und Sozialwissenschaften – für Bevölkerungsgruppen mit Migrationsgeschichte durchgesetzt hatte, sind diese Gruppen heute weiter denn je davon entfernt, in den Genuss einer offiziellen Anerkennung als Minderheit mitsamt den dazugehörigen Rechten zu kommen. Das Thema „Migrant_innen“, das hierzulande seit den 1980er Jahren zum Politikum gemacht wurde, ist derzeit weitgehend überlagert vom Konzept der *Integration*, das den Minderheitenstatus als Option nachgerade ausschließt.

Der Integrationsbegriff wurde vor allem von Befürworter_innen einer liberalen Migrationspolitik ins Rennen geschickt, und zwar als Gegensatz zu *Assimilation*. Letztgenanntes Konzept wurde in dem damals politisch links anmutenden Diskurs für problematisch erklärt, da es die Aufgabe und den Verlust der kulturellen Eigenart von

Migrationsgruppen bedeuten würde. Infolgedessen wurde „Integration statt Assimilation“ zum geflügelten Wort der 1980er Jahre. In dieser Umkehrung der politischen Semantik wird deutlich, dass in Österreich die Fragen der Migration seit Jahrzehnten eine polarisierende, ent-solidarisierende und differenzierende politische Kraft besitzen. Darin ist wohl auch der Grund dafür zu suchen, warum den seit den 1960er Jahren von der österreichischen Sozialpartnerschaft systematisch angeworbenen Arbeitskräften und ihrem Nachkommen der Minderheitenstatus nicht zuerkannt wird – weder rechtlich noch im öffentlichen Diskurs.

Eine dichotome Unterscheidung wird dabei stillschweigend als Keil zwischen die „alten“ und die „neuen“ Minderheiten getrieben. Dass die Rechte jener „autochthonen“ Gruppen selbst das Thema unaufhörlicher Polarisierung bilden, tut dem konstruierten Gegensatz zwischen Alt und Neu keinen Abbruch.^[3] Die in Österreich für die Volksgruppen geltenden Rechte dürfen keineswegs auch für die Migrant_innen gelten. Darin sind sich viele politische Vertreter_innen der Mehrheit und der „alten“ Minderheiten weitgehend einig.

Einen effizienten Schutz vor der drohenden Assimilation zu erhalten, bildet wohl nach wie vor die Hauptforderung von Volksgruppen. Doch der Assimilationszwang geht nicht mehr (nur) von der Mehrheit aus; die weitgehende Uniformierung des alltäglichen Lebens, vorangetrieben durch die „einseitige“ Globalisierung, und die unzureichende Bindung junger Generationen an die kulturellen Eigentümlichkeiten wie Sprache, Tradition, Geschichtsbewusstsein etc. stellen heute für die Volksgruppen mehr denn je eine Gefahr der Auflösung

in der Mehrheit dar. Daher fordern sie Maßnahmen, die – als Umsetzung ihres verbrieften Rechts – der Bewahrung ihrer kulturellen und sprachlichen Identität dienlich sein sollen. Etwa durch Medien in der jeweiligen Minderheitssprache oder durch eigene Bildungseinrichtungen soll dieser Schutz gegen die Assimilation gewährleistet werden.

Genau das Gegenteil wird allerdings von Migrant_innen erwartet: Sie sollen gefälligst nicht ständig die „eigenen“ Zeitungen lesen und Fernsehkanäle ihrer „Heimat“ einschalten; sie mögen nicht „unter sich“ bleiben und Gettos bilden. Sonst gelten sie eben als „integrationsunwillig“. Nur denjenigen soll hierzulande der Luxus der Staatsbürgerschaft zuteil werden, welche sich als willig und bereit erweisen, ortsübliche Lebensformen anzunehmen. Aufenthaltstitel in und Einreisemöglichkeit nach Österreich werden mittlerweile von Deutschkenntnissen abhängig gemacht, die überhaupt als wichtigster Schritt zur gelungenen Integration angesehen werden.

Wenn es sichtbar wird, dass sich manche Migrationsgruppen nicht integrieren (und hier denkt fast jede_r zunächst an die Gruppe mit „türkischem Hintergrund“, wobei diese vermeintliche Gruppe freilich Kurd_innen und eine weitere Reihe von „doppelten Minderheiten“ enthält), verletzen sie die gängige Auffassung vom Prozess der *Anerkennung als Minderheit*, der Integration offenbar als „Zwischenstufe“ vorsieht. Paradox ist die Gleichzeitigkeit beider Optionen: Integration als Voraussetzung dafür, die Gefahr der Assimilation bekämpfen zu können. Mit anderen Worten: Erst wenn sie sich integrieren, erlangen die „neuen“ Minderheiten das Recht, sich legitim gegen ihre Assimilation wehren zu dürfen.

Auch die Behandlung der Migrant_innen als *eine* geschlossene, homogene Gruppe scheint ihre rechtlose Minorisierung zu verstärken. Tatsächlich artete im deutschen Sprachraum die Semantik des ehemals juristischen Begriffs *Ausländer*, der sich zunächst auf die Staatsangehörigkeit bezog, in einen wider Willen „völkerverbindenden“ Sinn aus, der eine supranationale *Ethnie* imaginiert.

Die Ethnisierung einer ganzen Gruppe von Menschen, die zunächst nichts als Aus- bzw. Einwanderung miteinander teilen, verleitet manche Angehörigen der sich als ethnische Minderheiten begreifenden Volksgruppen zu zweierlei Reaktionen: Entweder sie verhalten sich als Teil der Mehrheit gegenüber dieser neuen *Quasi-Ethnie* „Migrant_innen / Personen mit Migrationshintergrund“, oder sie machen dieser den Minderheitenstatus streitig. Beide Reaktionen sind nachvollziehbare Distanzierungen vor einer Identifizierung mit einer nicht-ethnischen und keineswegs auch homogenen Gruppe, die allerdings im mehrheitlichen Selbstverständnis als ethnische Gruppe *de facto* minorisiert wird, ohne die dazugehörigen Rechte zu bekommen. Die Konsequenz lautet jedenfalls, dass eine weitgehende Solidarität zwischen den „neuen“ und „alten“ Minderheiten ausbleibt.

Minoritäre Allianz

Die Mehrheit, die „alten“ Minderheiten und der Staat haben also – wenn auch aus unterschiedlichen Motiven – etwas gegen die Anerkennung der „neuen“ Minderheiten als solche. Alsbald stellt sich die eingangs formulierte Frage, was dieser Umstand nun für die Migrationsgruppen bedeutet. (Dabei klammere ich eine ebenso wichtige Frage aus, ob es nämlich in den Migrationsgruppen selbst solche Tendenzen zu und Forderungen nach einem Erlangen des Minderheitenstatus gibt.)

^[3] Dass dieser Gegensatz auf keiner symmetrischen Gegenüberstellung zweier „gleicher“ Gruppen beruht, zeigt schon der Sprachgebrauch. Während *autochthon* als Terminus für „historisch gewachsene“, „einheimische“ Minderheiten verbreitet Verwendung findet, kennt die politische Diskussion hierzulande dessen sprachlichen Gegenpart, nämlich *allochthon* (ein Terminus für zugezogene Gruppen), eigentlich kaum.

Anerkennung als Minderheit, zumal im Rahmen eines ethnisch verfassten/ethnisierenden Volksgruppen-Konzepts, bedeutet für die betreffenden Gruppen ein schützendes Regelwerk, ein kulturhaltendes Maßnahmenpaket samt dazugehörigen finanziellen Zuwendungen sowie eine „Normalität in Devianz“, Anerkennung im kulturellen/sozialen Sinne. Das alles ist nicht zu verachten, aber auch nicht überzubewerten. Politisch ist jedenfalls ein Aspekt von Bedeutung, dass nämlich in der Anerkennung von Minderheit das Begehren nach Befriedung eines unterschweligen Konflikts latent vorhanden ist. Dieses Phänomen habe ich weiter oben als „Domestizierung des Fremden“ bezeichnet. Das bedeutet nicht, dass auch die Machtkämpfe um den Minderheit-Mehrheit-Gegensatz durch eine solche Anerkennung beendet werden – sie werden bloß auf eine andere Ebene verschoben, auf eine zugleich legislative und kulturelle Ebene – sie werden eben „domestiziert“. Der Minderheitenstatus ist der Endpunkt des Machtkampfes mit unbekanntem Ausgang; gleichsam markiert dieser Endpunkt den Beginn eines neuen Machtverhältnisses. Vor der Anerkennung ist die Reich- und Tragweite des Machtkampfes in keiner Weise berechenbar. Er kann in offene und bewaffnete, somit nicht mehr kulturhegemoniale Kämpfe umschlagen (wie etwa in Chiapas); er kann umgekehrt die Gesellschaft umwälzen, ganz neuen regionalen und territorialen Strukturen wie Autonomie zum Aufbau verhelfen (so etwa in Norditalien oder in Spanien); schließlich kann ein solcher Kampf eben auch in einer Anerkennung der Gruppe als Minderheit münden und von der kulturellen Hegemonie überlagert werden.

In ihrer Latenz als auf Dauer „unangepasste“ Gruppen, als „Fremde“, sind „neue“ Minderheiten jedenfalls ein Stachel im Fleisch des (National-)Staates. Dieser Aspekt

ist mit einem weiteren verzahnt, der sich in Form eines Bündnisses bemerkbar macht. Der naturgemäß paternalistisch geführten „Minderheitenpolitik“, also dem offiziellen Umgang mit der Frage der Anerkennung und den anerkannten minoritären Gruppen, kann nur ein Selbstverständnis der Minderheiten entgegenwirken, das Solidarität groß schreibt. Das wäre eine Umdeutung der Minderheitenpolitik in eine „Politik der Minderheiten“.

Die meisten wissenschaftlichen Arbeiten sind sich darin einig, dass die Geburt des *Nationalstaates* die Entstehung der modernen Minderheiten markiert. In der politischen Theorie wird ebenso betont, dass der Nationalstaat für die eigene Konstruktion und Aufrechterhaltung die ethnischen Minderheiten geradezu *brauche*. Was in diesem an sich richtigen Befund meist ausgeblendet wird, ist der historische Langzeit-Aspekt, der das Vertraute ergänzt: Die Konzentration auf das „Nationale“ des Nationalstaates lässt zuweilen die Tatsache in Vergessenheit geraten, dass dieser vor allem ein *Staat* ist. Der *Nationalstaat* mag sich zwar aus der Vorstellung der Nation und daher aus der unablässigen Konstruktion ethnisch-sprachlich-kultureller bzw. nationaler Grenzziehungen speisen. Als *Staat* benötigt er jedoch auch andere Gruppen, welche die Funktion des „negativen Spiegels“ übernehmen, in dem er sich betrachtet. Die religiösen, sozialen, sexuellen ... Minderheiten gewährleisten daher ebenso wie die „ethnischen“ den Zusammenhalt des Staates. Sie dienen in ihrem *Anderssein* als Bausteine der Mehrheitsidentität. So kann sich der Staat in beiden seiner Imaginationen legitimieren: als über den Gruppenkonflikten stehende, schützende Hand sowie als „Wir“, das durch stetige Ein- und Ausschlüsse erzeugt wird. Sowohl historische Beispiele aus vornationalen Staatsformationen als auch ein

zeitgeschichtlicher Blick auf die realsozialistischen Länder, die – zumindest nach eigenem Verständnis – nicht als Nationalstaaten verfasst waren, verstärken diesen Befund.

Ein weiterer Berührungspunkt von „ethnischen“ und anderen Minderheiten, eine Art *negativer Bund*, liegt just in ihrer gemeinsamen Geschichte: Unter Normalisierungsdrang und Säuberungswahn totalitärer Regierungen wurden in jüngster Vergangenheit (und werden mancherorts wohl auch heute) *alle* Minderheiten mit ähnlicher Vehemenz unterdrückt, vernichtet und vertrieben. Trotz der Unwahrscheinlichkeit (was freilich nicht Unmöglichkeit bedeutet) einer solchen Gefahr etwa im heutigen Europa macht diese gemeinsame historische Erfahrung eine *minoritäre Allianz* zwischen ihnen notwendig. Gerade dort, wo ethnisch Minorisierte sich geschützt wähnen, während weitere Gruppen aus anderen Gründen diskriminiert werden, kann wohl auch der Schutz des *Ethnischen* nicht von ewiger Dauer sein.

Die Möglichkeiten und Konditionen einer minoritären Allianz zu diskutieren, scheint mir heute sinnvoller zu sein als darüber zu spekulieren, ob der Minderheitenstatus, Normalität in Devianz, Vorteile mit sich bringen würde für jene Einwanderungsgruppen, die ihr Dasein als Minorisierte ohne Rechte fristen.

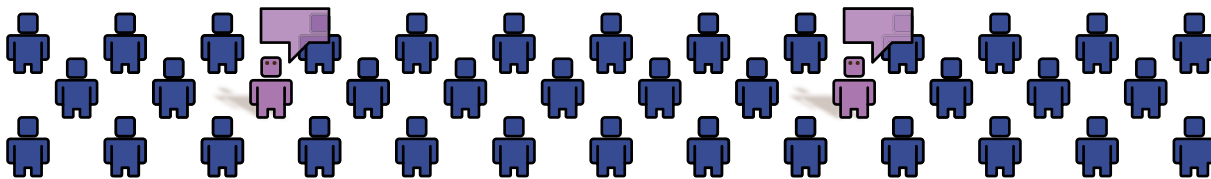
Bei diesem Text handelt es sich um eine leicht gekürzte Fassung des gleichnamigen Beitrags des Autors in: 50 Jahre türkische GAST(?) ARBEIT in Österreich. Wissenschaftliche Analysen / Lebensgeschichten, Hrsg. v. Ali Özbaş/Joachim Heinzl/Handan Özbaş. Graz: Leykam Buchverlag 2014.

Hakan Gürses ist wissenschaftlicher Leiter der Österreichischen Gesellschaft für Politische Bildung.

Gleich und gleich gesellt sich ungern

Der vergebliche Anlauf egalitärer Vernetzung jenseits zivilgesellschaftlicher Schrebergärtnerei

Die Strategie „minoritärer Allianzen“ verhalf der antirassistischen Bewegung in Österreich zu einem Höhenflug. Doch die zunehmende Reethnisierung der Szene legte das Bestreben nach Gleichheit lahm.



Der schwarze Klavierlack passt nicht so recht ins Kellerlokal. In zwei Reihen quetschen sich die AktivistInnen um den polierten Besprechungstisch. Ein bunter Haufen hat sich im Lokal von SOS Mitmensch versammelt, an diesem Montagabend im April 2001. Sie haben sich eingefunden, um die Resolution „ÖsterREICH für alle gleich“ zu verabschieden.

Es ist eine ehrgeizige Erklärung. Sie verlangt die Revision der Bundesverfassung. Artikel 7 – „Alle Staatsbürger sind vor dem Gesetz gleich“ – soll geändert werden in „Alle Menschen, die in Österreich leben, sind vor dem Gesetz gleich“. Doch damit nicht genug. Der verschworene Kreis will die bedürfnisorientierte Gleichstellung aller hier lebenden Menschen als Staatszielbestimmung verankern. An der Tragweite des Begehrens sollen keine Zweifel aufkommen. In einer Liste sind noch einmal alle Detailforderungen angeführt – von der Abschaffung des Ausländerbeschäftigungsgesetzes über die Forderung nach einem bedingungslosen Grundeinkommen bis hin zur Vermögenssteuer.

Man kann sagen, die Kampagne war nicht von durchschlagendem Erfolg geprägt. Zu einer ersten

Kundgebung kamen gerade einmal 300 Personen. Das Bündnis zerfiel rasch. Man kann aber auch sagen, diese Monate markierten einen Höhenflug der antirassistischen Bewegung in Österreich. Und damit den Erfolg einer Strategie, die im Umfeld der Initiative Minderheiten und der IG Kultur als „minoritäre Allianzen“ konzeptualisiert wurde. Hier setzte eine kleine Seilschaft dazu an, im Bündnis mit anderen Marginalisierten von ihren eigenen Interessen zu abstrahieren, um zivilgesellschaftliche Segmente zu verbinden. Obwohl sich einige dieser Persönlichkeiten noch ein, zwei Jahre zuvor erbittert gegenseitig bekämpft hatten. Wieso hatte diese antirassistische Bewegung damals so viel Auftrieb, und warum ist heute kaum etwas von ihr übrig?

Ljubomir Bratić hat in den *Kulturrisen*^[1] beschrieben, welche Strömungen sich Ende der 1990er Jahre in dieser sozialen Bewegung zu einer Koalition formten. Zunächst die Rechtsberatungsstellen, die den Ausschluss von MigrantInnen von Arbeitsmarkt und Sozialsystem mit zunehmendem Erfolg juristisch bekämpften. Dann die traditionellen, überwiegend ethnisch

organisierten MigrantInnenvereine. Dann eine jüngere Generation von Selbstvertretungsorganisationen, die sich nicht mehr ethnisch, sondern egalitär und antidiskriminatorisch definierten. Und zuletzt die „linksliberalen, moralisch-antirassistischen NGOs“ („Das anständige Österreich“), die sich in der Auseinandersetzung mit den vorher erwähnten Strömungen einem politischen Antirassismus angenähert hatten. Die ideologische Klammer bildete ein Gleichheitsideal, das Vorrechte des Geburtsortes ablehnt und soziale Durchlässigkeit als Voraussetzung für ein demokratisches Gemeinwesen versteht.

Die Strategie „minoritärer Allianzen“ verdankt ihren Erfolg auch äußeren Bedingungen. Die jüngeren, universalistisch orientierten Initiativen bildeten den Nukleus der neuen Bewegung. Als am 1. Mai 1999 Marcus Omofuma bei seiner Abschiebung von Fremdenpolizisten getötet wurde, organisierte dieses Milieu rasch Protestaktionen. Das Innenministerium reagierte mit einer beispiellosen Kriminalisierung der Schwarzen Community, was die Mobilisierung zusätzlich befeuerte. Direkt nach dem Tod Omofumas

^[1] <http://kulturrissen.at/ausgaben/012002/oppositionen/neue-egaliberte.-kampflinien-der-antirassistischen-szene-in-oesterreich> (Stand: 12.10.2016).

hatten SOS Mitmensch, die Caritas, die Diakonie und Amnesty Österreich noch eine eigene Protestkundgebung veranstaltet. Die politische Aufarbeitung der „Operation Spring“ sowie später der Tod von Seibane Wague bildeten dann wesentliche Kristallisationspunkte der Annäherung zwischen Selbstvertretungsinitiativen und NGOs.

Das wichtigste Forum für die Vernetzung über ethnische Gemeinschaften hinaus war die Wiener Integrationskonferenz. Die Stadt Wien hatte am 20. November 1999 rund 150 Vereine zur ersten Versammlung ins Rathaus geladen. Zum einen, weil der städtische Integrationsfonds ohne migrantische Repräsentation in eine Legitimationskrise geschlittert war. Zum anderen erhoffte sich die Wiener SPÖ vermutlich auch eine gemeinsame Mobilisierung gegen die schwarz-blaue Regierung im Bund, die sich Anfang 2000 formierte. Die städtische Einladung wertete die AkteurInnen und ihre Anliegen zum Gegenstand medialen Interesses auf.

Der Schlüssel-Haider-Pakt sowie die europäischen Reaktionen darauf stellten selbst wesentliche Faktoren für die antirassistische Mobilisierung dar. So wie auch die Ressourcen, die schon mehrere Jahre aus Europa in die Antidiskriminierungsarbeit geflossen waren. 1996 startete der Europarat die Kampagne „all equal - all different“, 1997 wurde das europäische Jahr gegen Rassismus ausgerufen, 1999 gründete sich das Europäische Netzwerk gegen Rassismus mit einem Ableger in Österreich. 2002 startete die Förderlinie „Gemeinschaftsinitiative Equal“ des Europäischen Sozialfonds, mit der sich zahlreiche AktivistInnen erstmals institutionell verankern konnten – zumindest vorübergehend.

Diese Fülle an Aktivitäten war kein Zufall. Auf europäischer Ebene hatte das Anliegen der Gleichstellung

in den 1990er Jahren ein derartiges Momentum entwickelt, dass 1997 im Vertrag von Amsterdam eine Zuständigkeit der EU für Anti-Diskriminierung festgeschrieben wurde. Im Anschluss erließ die EU drei Richtlinien zum Diskriminierungsverbot, die auch in Österreich zur innenpolitischen Beschäftigung mit Gleichstellung führten und 2004 in ein neues Gleichstellungsgesetz mündeten.

Man kann aber auch sagen, dass diese Monate der Blüte auch schon das Einsetzen des Herbstes markierten. Der Staub der Twin-Towers wehte über den Atlantik und legte sich wie ein dicker Film über Europa. Ein Film, der Geschichte zunehmend als Kampf der Kulturen erscheinen ließ. Mit *Schwarzblau* fand das Völkische neue Nistplätze in den Institutionen der Republik. Die identitätspolitische Umprogrammierung der politischen Öffentlichkeit besorgten dann Kräfte der so genannten Mitte. Heute zieht selbst der grüne Präsidentschaftskandidat mit Fahne, Heimat und Trachtenjanker in die Wahl.

Doch Anfang 2000 war es noch nicht so weit. Noch gab die Stadt Wien einen Teil des Druckes, den die MigrantInnenvereine erzeugten, an den Bund weiter. Erst 2004 vollzog sie einen Schwenk. Der Integrationsfonds wurde geschlossen, stattdessen entstand eine neue Magistratsabteilung (MA17), die mit dem Ansatz des Diversity-Mainstreaming beauftragt wurde. Ein gänzliches Abdrehen der Integrationskonferenz wurde vorerst durch städtische Gelder für die Einrichtung eines Koordinationsbüros verhindert. Doch das Forum verlor deutlich an politischem Gewicht. Als privatem Verein mangelte es der Konferenz am offiziellen Charakter einer städtischen Einrichtung.

2009 entzogen im Gemeinderat Rot, Schwarz und Grün dem Koordinationsbüro die Förderung. Offiziell

wurde der Schritt mit „Streitereien“ begründet. Das zeigte, welche Rolle die städtische Diversitätspolitik den MigrantInnen zugesteht. Die Betätigung als politische Subjekte jedenfalls nicht. „Vor der MA17 sind alle Kunden gleich“, hat ein Migrationsforscher einmal schnippisch darauf hingewiesen, dass Diversitätspolitik am Individuum ansetzt. Zunächst versprachen Rot und Grün noch ein Nachfolgemodell zur Integrationskonferenz zu entwickeln, doch es blieb bis heute bei der Ankündigung.

Tatsächlich dürfte eine Reethnisierung der antirassistischen Szene den willkommenen Anlass für den Rückzug der Stadt gegeben haben. Zunehmend wurden in der Integrationskonferenz Konflikte als religiös oder ethnisch geframed. Obwohl bei der letzten Wahl zwei multi-ethnische Listen angetreten waren, wurde die Auseinandersetzung zu einem türkisch-kurdischen bzw. religiös-säkularen Match hochstilisiert. Freilich hatte Identitätspolitik in diesen Kreisen auch in der jüngeren Vergangenheit eine Rolle gespielt. Aber sie kam von unten, richtete sich gegen konkrete Diskriminierung und vermochte kaum das universalistische Projekt der „Gleichen Rechte für alle“ zu überlagern. Später gewann mit der alles dominierenden Identitätspolitik von oben die Frage der Zugehörigkeit auch in der antirassistischen Bewegung an Terrain und drängte vielfach jene nach gemeinsamen Interessen und Zielen zurück. Heute steckt die antirassistische Bewegung in der Defensive. Emanzipatorische Anliegen wie ein allgemeines Wahlrecht, soziale Gleichstellung oder der Kampf gegen konkrete Alltagsdiskriminierungen sind kaum mehr mobilisierbar.

Philipp Sonderegger ist Menschenrechtler. Er arbeitet als Berater und Organizer. Von 2001 bis 2011 war er Sprecher von SOS Mitmensch.

Radikale Schnittstelle werden

Über die Zukunft queerer Allianzen

Geht es um minoritäre Allianzen, würde es eigentlich reichen, mich ausschließlich mit der eigenen Community zu beschäftigen, erweitert sie doch seit Jahren kontinuierlich ihre eigene Selbstbezeichnung. LGBTIQQAAP ist der mir aktuell bekannte Zwischenstand: Lesbian, Gay, Bisexual, Transgender, Intersexual, Queer, Questioning, Asexual, Ally, Pansexual.

Für Menschen, die saubere Kategorisierungen lieben, ist allein schon die Ansammlung von Selbstbezeichnungen – LGBTIQQAAP – innerhalb einer Community eine kleine Katastrophe. Begehrensformen vermischen sich mit Geschlechtsidentitäten, Konstruktion mit Dekonstruktion, Universalismus mit Partikularismus. Als ich vor mehr als 20 Jahren in die Szene kam, war in Community-Zeitschriften zu lesen, Lesben und Schwule seien wie Katz und Hund, und die Villa-Lesben wurden von den radikal-feministischen Kontexten um das FrauenLesbenMädchenZentrum (FLMZ) als Kollaborateurinnen mit Männern geschmäht. Es war die Zeit, da es immer noch Gesetze gegen Homosexualität gab. Vereine zu gründen und Werbung für „gleichgeschlechtliche Unzucht“ zu machen war verboten. Im Gegensatz zum Schutzalterparagrafen 209, der Jugendliche vor schwulen Erfahrungen mit Volljährigen schützen sollte, wurden jedoch diese Gesetze nicht exekutiert. So wurde trotz des Verbotes im Jahr 1979 die *HOSI – Homosexuelle Initiative* gegründet, 1982 besetzten lesbische und schwule Aktivist_innen ein Abrisshaus an der Linken Wienzeile und nannten es fortan *Rosa Lila Villa*. *TransX – Verein für TransGender Personen* wurde 1995 gegründet, 2009 folgte *MiGay*

– *Verein für LGBT Migrant_innen* und 2010 *ORQOA – Oriental Queer Organisation in Austria*. *Famos – Verein für Regenbogenfamilien* eringt seit 2011 immer mehr Öffentlichkeit und Anerkennung für das Recht auf Familie. 2014 gründete sich *VIMÖ – Verein für Intergeschlechtliche Menschen* und 2016 schließlich *Queer Base – Welcome and Support for LGBTIQ-Refugees*. Dazu kommen unzählige Gruppen und Zusammenschlüsse an Universitäten und Schulen, in der Arbeitswelt, in Kontexten von Menschen mit Behinderungen, in der Polizei, in der Verwaltung, u. v. a. m.

Wir sind immer und überall

Vielfalt ist also definitiv vorhanden, aber haben wir auch die Fähigkeit entwickelt, die Diversität in der eigenen Community zu begreifen? Zu sehen, was uns verbindet und die Fragen der Emanzipation in ihrer Komplexität zusammenzudenken? Wir blicken auf eine lange Geschichte der Stigmatisierung, der Scham und der Internalisierung von Abwertungen zurück. Trotz dieser geteilten Erfahrung kämpfen wir um Anerkennung und um Aufteilung von Ressourcen. Für jede Untergruppe sind die Formen der staatlichen Repression unterschiedlich, ebenso wie die Über-

griffe durch die Gesellschaft. Die Pathologisierung und medizinische Interventionen sind Teil einer vielleicht bekannteren Geschichte von Lesben und Schwulen, weniger bekannt ist jedoch der Operationszwang von Transgenderpersonen, der erst 2009 abgeschafft wurde. Seither ist die Entfernung der primären Geschlechtsorgane nicht mehr zwingend, um den Personenstand zu wechseln. Zwangssterilisationen betrafen und betreffen aber nicht nur Transpersonen, es stellt sich allgemein die Frage, wer sich fortpflanzen darf und wer nicht soll. Die Diskussionen um reproduktive Rechte verbinden nicht nur sogenannte Regenbogenfamilien, sondern alle Menschen mit Kinderwunsch, Singles und Alleinerziehende genauso wie Menschen mit Lernschwierigkeiten mit Queers und Frauen*, die um Abtreibungsrechte kämpfen. Intergeschlechtliche Personen, die mit uneindeutigen Geschlechtsorganen geboren wurden, kämpfen um ihr Recht auf körperliche Unversehrtheit und auf Vielfalt, ohne medizinisch „korrigiert“ und einer Vorstellung von Binarität angepasst zu werden. Immer noch ist die Vorstellung der Eindeutigkeit von Mann und Frau und der Zweigeschlechtlichkeit eine gesellschaftliche und staatlich sanktionierte Vorstellung.



Verfolgung und Ausgrenzungserfahrungen führten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den USA zu temporären jüdisch-Schwarzen Allianzen. **Christian Kravagna** über die vielfältigen Akteur_innen dieser Zeit.



Es verbindet uns nicht nur ein Kampf um die Gegenwart, sondern auch einer um die Geschichtsschreibung. Während Schwule vor Gericht ziehen, um die sexualstrafrechtlichen §209er-Verurteilungen streichen zu lassen, versuchen andere Aktivist_innen, endlich ein (dauerhaftes) Denkmal für die homosexuellen und transgender Opfer des Nationalsozialismus zu errichten. Der Gedenkstein „Totgeschlagen – Totgeschwiegen“ in Form eines Rosa Winkels wurde 1984 trotz Widerstandes anderer Opfergruppen im Konzentrationslager Mauthausen von der *HOSI* angebracht. In den Diskussionen um aktuelle Erinnerungskultur wird jedoch deutlich, dass in der Frage der Sichtbarmachung und Kollektivierung von Trauer die Bildung neuer Allianzen möglich wäre, wenn nicht der Logik der Nazi-Kategorisierungen gefolgt wird. Queere Opfer des Nazi-Regimes waren nicht nur Rosa-Winkel-Träger. Wir können davon ausgehen, dass sich unter den Ermordeten auch etwa lesbische Jüd_innen, schwule Rom oder Transpersonen mit Behinderungen fanden, genauso wie es unter den Opfern auch Täter_innen gab. Die LGBTIQ-Community hätte die Möglichkeit, in dieser Frage eine queere Allianz einzugehen und aus einer Minorisierung heraus Brücken zu anderen Opfergruppen und an einer neuen, diversifizierten Erinnerungsgemeinschaft zu bauen.

Die Diversität des Eigenen als Schnittstelle

Die LGBTIQ-Community hat es in den letzten Jahrzehnten geschafft, politische und gesellschaftliche Veränderungen herbeizuführen und ist mittlerweile eine globale

Bewegung. Während jedoch z. B. Länder Südamerikas ohne wenn und aber die Ehe auch für Lesben und Schwule öffnen, versteht es die Republik Österreich, sich immer noch mit aller Vehemenz dagegen zu wehren. Manche Länder wiederum erfahren Rückschläge wie etwa die Rekriminalisierung von Homosexualität in Indien. Die Community ist aber unüberhörbar und kämpft weiterhin um ihre Rechte.

Gerade im globalen Norden haben Teile der LGBTIQ-Community eine Normalisierung erfahren, die immer wieder als Überassimilierung kritisiert wird. Dabei ist es gewissen Teilen der Community gelungen, aufgrund ihrer Klassenzugehörigkeit, ihrer Privilegien aufgrund der „richtigen“ Staatsangehörigkeit und des Sexismus in der Gesellschaft in eine Sphäre der Toleranz aufzusteigen. Diese Anerkennung kann jedoch dazu führen, dass politische Begehren anderer minorisierter Gruppen nicht mehr als berechtigte emanzipatorische Bewegungen wahrgenommen werden. Da kommt es selbst in schwulen Kontexten zu „Tuntenhass“, weil das Weibliche als das schwache Geschlecht immer schon abzudrängen war.

Manchmal müssen sich Individuen wie auch Kollektive entscheiden, auf welcher Seite sie stehen. Schnittstelle zu sein heißt nicht per se, die richtigen Verbindungen einzugehen, und Selbstkritik ist eine unabdingbare Eigenschaft, um weiterhin positiv gesellschaftsverändernd wirken zu können. Ein Beispiel dazu ist der Moment, als im September 2014 auf der *Türkis Rosa Lila Villa* in deutscher und bosnisch-serbisch-kroatischer Sprache das Hassgraffiti „Tötet

Schwule – Ubi Pедера“ prangte. Es wäre ein Leichtes gewesen, diese Schmiererei nationalistisch zu rahmen und Menschen mit Wurzeln im Balkan pauschal Homophobie zu unterstellen. Stattdessen lag es am Kollektiv der *Türkis Rosa Lila Villa*, die Notwendigkeit des antifaschistischen Widerstandes und die wesentlich höhere Gefährdung von geflüchteten LGBTIQ aufzuzeigen. Es war eine der Geburtsstunden von *Queer Base*, einem Netzwerk von LGBTIQ mit und ohne Fluchterfahrung, dem es gelungen ist, in einer der queersten Allianzen in meiner aktivistischen Tätigkeit strukturelle Veränderungen in Fragen der Anerkennung von LGBTIQ-Refugees als vulnerable Gruppe zu erreichen. In den vergangenen zwei Jahren ist es uns gelungen, in Kooperation mit dem Fonds Soziales Wien und der Diakonie sichere Unterkünfte für diese Gruppe aufzustellen. Das *Queer-Base-Kollektiv* organisiert mittlerweile – teilweise in Anstellung und oftmals noch unbezahlt – rechtliche Beratung, Therapieplätze, Deutschkurse und ein Buddy-System. Das Ganze wird von der Community durch Spenden unterstützt.

Wir stehen aber in Vielem erst am Anfang. Schnittstelle zu werden heißt, die Chance aufzugreifen, aus der Position einer mehrfachdiskriminierten Minderheit heraus die Verschränkung des antimuslimischen Rassismus, der Homo- und Transfeindlichkeit und der Angst vor neuem Antisemitismus zu erkennen und dementsprechend zu handeln. Als minoritäre Allianz haben wir noch viel vor uns.

Marty Huber ist Mitbegründer_in von Queer Base. <http://queerbase.at>

Solidarität in Opfer- und Gedenkgesellschaften

Allianzen im Kampf um gleichwertige Opferpositionen

Die in den Konzentrationslagern des Nationalsozialismus herrschenden Häftlingshierarchien zur Geringhaltung der Solidarität wurden auch nach dem Krieg nicht aufgelöst. Dennoch gelang in der Nachkriegszeit die Bildung von Allianzen unter Überlebendengruppen, um wichtige Forderungen durchzubringen und auch schwächere Gruppen – vor allem Roma – zu unterstützen.

Roma und Sinti ^[1] wurde in der Zweiten Republik lange Zeit der Status als NS-Opfer verweigert. Desinteresse, Ignoranz und nahezu kontinuierlichen Vorurteilen ausgesetzt, gab es für die wenigen Überlebenden aus dieser Verfolgtengruppe weder Scham noch Mitgefühl, geschweige denn Unterstützung. Die österreichischen Behörden verweigerten ihnen materielle Hilfestellungen (die sogenannten Opferfürsorgegelder). Stattdessen gab es Aufrufe zur „Außerlandschaftung von Zigeunern“ und Versuche, überlebende Roma, Sinti und Lovara als „KZ-Schwindler“ zu belangen. So sahen sich NS-überlebende österreichische Roma – das waren zehn bis fünfzehn Prozent der Roma-Vorkriegsbevölkerung (1500 bis 2000 Personen) – bald nach der Befreiung einer neuen Verfolgung durch die österreichische Exekutive ausgesetzt.

Die Zweite Republik machte es in ihren Anfängen aber allen NS-Verfolgten schwer. Die durch die Moskauer Deklaration (Herbst 1943) gebotene Chance, als Opfer- und nicht als Täterland anerkannt zu werden, wurde nicht nur angenommen, sondern extrem ausgereizt. Österreich als ein von der NS-Wehrmacht im März 1938 überfallenes, besetztes Land – dieses Narrativ wurde von Politikern und Meinungsmachern immer wieder genährt. So konnte dieser Mythos bis in die 1980er Jahre als dominante Gesellschaftsmei-

nung aufrechterhalten werden. (Mit-)Täterschaft und (willfähige) Zustimmung von ÖsterreicherInnen blieben allzu lange ausgeblendet. Dies, obwohl bereits differenziertes historisches Wissen vorlag, das die erschütternden Erzählungen und biografischen Schilderungen von KZ- und Folter-Opfern bestätigte.

Das offizielle Österreich profitierte nach Kriegsende von dieser Einstufung; im Ausland bekam der Ruf als Musik- und Kulturstätte kaum Kratzer. Gegenüber Ansprüchen von NS-Verfolgungsopfern hielt man sich zugeknöpft, d. h. zu Entschädigungs- und Wiedergutmachungsleistungen nicht verpflichtet. So sah das 1945 geschaffene Opferfürsorgegesetz materielle Leistungen nur für Widerstandskämpfer vor – für NS-Gegner, die Österreich von Anfang an „mit der Waffe in der Hand“ gegen den Nationalsozialismus verteidigt hatten, aber auch für jene, die knapp vor dem Ende, im Frühjahr 1945, gegen „Verbrannte-Erde-Befehle“ auftraten, um weiteres Töten zu verhindern oder auch, um günstige Verhandlungspositionen mit den Alliierten herzustellen.

Kaum in Verwendung, musste das Opferfürsorgegesetz bereits 1947 reformiert werden – und es sollte sich in den folgenden Jahrzehnten zum meistreformierten österreichischen Gesetz entwickeln. Denn nach und nach „mussten“, trotz enormer Abwehrstrategien,

mehr und mehr KZ-Überlebende und Verfolgungsopfer in bescheidene Wohlfahrtsleistungen einbezogen werden. So standen Ansprüche und Bitten von „rassischen Feinden der Nazis“ zur Diskussion, oder von Menschen, die aufgrund religiöser, ethnisch-kultureller oder anderer Merkmale in die Vertreibungs- und Todesmaschinerie geworfen worden waren.

Ein einigendes Band in der Nachkriegszeit: Alle Verfolgtengruppen mussten um ihre Rechte kämpfen – um Grundversorgung, KZ-Renten, entgangene Schul- und Ausbildung, um enteignetes Vermögen. Sie benötigten zudem Fürsprecher und unterstützende Akteure. Für die einen machten die Alliierten oder andere Staaten – aus unterschiedlichen Interessen – Druck. Schwache Gruppen ohne „Lobby“ blieben vorerst chancenlos.

Die Unterstützung von Überlebenden und Hinterbliebenen wurde so zur vorrangigen Aufgabe für die im Frühjahr 1945 gegründeten KZ- und Lagergemeinschaften. Diese entwickelten sich entlang politischer Parteien- und Lagergrenzen, andere – überparteiliche – vertraten Überlebende der jeweiligen Konzentrationslager. Sie wirkten, entsprechend der multinationalen Zusammensetzung ihrer ehemaligen Häftlingsgesellschaft, als internationale oder nationale Verbände. Deren führende Funktionäre sprachen nicht immer mit einer Stimme, partei- und geopolitische Ausrichtungen (die West-Integration, der beginnende „Kalte

^[1] Die Eigenbezeichnung „Roma“ wird heute in fast allen Ländern als Sammelbegriff für diese sehr heterogene Minderheit verwendet. Dennoch legen einige Gruppen besonderen Wert auf ihren spezifischen Eigennamen, vor allem (deutsche) Sinti.

Krieg“, Vertreibungen von „Deutschen“ aus Ostgebieten u. a. m.) begrenzten ein gleichgerichtetes Engagement und den Einsatz für alle Opfer. Dennoch gelangen Solidaritätsaktionen und die Bildung von Allianzen, um wichtige Forderungen durchzubringen und auch schwächere Gruppen zu unterstützen.

1949 war es endlich so weit, dass „rassisch Verfolgte“ in den Kreis der Berechtigten nach dem Opferfürsorgegesetz einbezogen werden sollten. Doch als rassisch verfolgt galten zunächst „nur“ jüdische Holocaust-Opfer. Den Roma (Burgenland-Roma, Sinti, Lovara, aber auch anderen als „Zigeuner“ Verfolgten) blieb der Status als „NS-Opfer aufgrund ihrer Rasse“ verweigert. Mit Argumenten aus der NS-Rassenideologie und -biologie wurde deren Verfolgung gerechtfertigt, die Einweisung in Lager als „vorbeugende Maßnahme“ akzeptiert. Die perfide NS-Politik gegenüber den Roma – die Verdoppelung und argumentative Verschränkung des Verfolgungsmotivs als „Fremdrasse“ und als „Asoziale“ (potenzielle Kriminelle) – beeinflusste lange die österreichische Opferfürsorge- und Spruchpraxis. Abschmetternde Urteile orientierten sich zudem stark an negativen bundesdeutschen Entscheidungen.

Ablehnung und Skepsis gegenüber dieser Bevölkerungsgruppe dominierten in Politik und Gesellschaft. Auch ehemalige Mithäftlinge konnten alte und durch die NS-Propaganda vertiefte Vorurteile gegenüber den sogenannten „Zigeunern“ nicht (ganz) ablegen. Zudem hatten die in den KZs geltenden Häftlingshierarchien den beabsichtigten Zweck erreicht und die Solidarität unter den Häftlingen geringgehalten. Jene auf den untersten Plätzen – Juden, Polen, Zigeuner – hatten schlechteste Überlebenschancen; sie waren den grausamsten, auch willkürlichen Bestrafungsaktionen durch KZ-Wächter ausgesetzt. An diesen Häftlingen konnten sich KZ-Ärzte nach Belieben „austoben“, d. h. inhumane und auch unsinnige, weil für die Forschung wertlose, medizinische Versuche erproben. Jene, die dennoch überlebten, begeg-

neten großem Misstrauen; ihre Erlebnis schilderungen wurden vor Gericht und Behörden angezweifelt. Einige politische FunktionärInnen ließen sich aber von dieser Stimmung nicht „anstecken“. Sie hatten die prekäre Lage von Roma-Häftlingen in den Lagern mit eigenen Augen gesehen. So wurden ab den 1950er Jahren die Lagergemeinschaft Auschwitz – rund um Hermann Langbein, Franz Danimann, Josef Meisel, Ella Lingens, Toni Lehr u. a. – und der burgenländische KZ-Verband zu Anlaufstellen auch für Roma. Ab 1963 begann Selma Steinmetz im Wiener Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes ihre Tätigkeit. Die Sozialdemokratin und kommunistische Widerstandskämpferin setzte den Auftakt zur historischen Erforschung des „NS-Zigeuner-Holocaust“, und sie kämpfte mit anderen MitstreiterInnen um materielle und ideelle Anerkennung der Roma. Für einige ehemalige „Lackenbacher“, Überlebende des burgenländischen NS-Anhalte- und Zwangsarbeitslagers, konnten schon damals bescheidene Entschädigungsgelder erstritten werden. Auch die Bemühungen um ein Roma-Mahnmal in Lackenbach reichen in diese Jahre zurück.

Die Zeit war allerdings noch nicht reif für größere Reformen und Zugeständnisse. Es bedurfte des Generationenwechsels in Politik und Behörden sowie umfassender historischer Forschung, um einen Stimmungswandel in der Gesellschaft einzuleiten. Die Bemühungen der „alten Auschwitzter“ und anderer KZ-Kameraden wurden ab den 1980er Jahren durch engagierte, jüngere EinzelkämpferInnen verstärkt. So gelang es rund um das 1984 realisierte Roma-Mahnmal in Lackenbach, die Forderung nach der noch immer nicht erfolgten offiziellen ideellen und materiellen Opferanerkennung erneut aufzugreifen. 1988 waren die Verhandlungen mit den zuständigen Ministerien (Soziales: Alfred Dallinger, Finanzen: Ferdinand Lacina, beide SPÖ) beinahe abgesegnet. Roma, die zwischen 1938 und 1945 nicht in den großen KZs und Vernichtungslagern waren, sondern

„nur“ in Zigeuner-Zwangsarbeitslagern schufteten und leiden mussten, sollten als NS-Opfer anerkannt und zumindest ins Rentensystem integriert werden.

Doch knapp vor der Umsetzung durchkreuzte eine gut gemeinte symbolische Geste der Republik zum Gedenkjahr 1988 dieses Vorhaben. Als „Ehrengabe“ war eine einmalige Zahlung an alle NS-Opfer vorgesehen, und dafür wurden die für die Roma-Entschädigung bereits budgetierten Gelder (insgesamt 50 Millionen Schilling) benötigt. Dass die geplante Aktion auf einen „Vorschlag der Arbeitsgemeinschaft der KZ-Verbände und Widerstandskämpfer zurückging“, so die Erklärung des damaligen Sozialministers Dallinger, empfand Hermann Langbein, Sprecher der „Auschwitzer“, als besonders empörend, wurden doch ein weiteres Mal – ebenfalls mit Zustimmung dieser Arbeitsgemeinschaft – die NS-Opfer in Kategorien eingeteilt und unterschiedlich bewertet. Für die bis dahin übergangenen Überlebenden, so auch ehemalige Lackenbacher Roma, war die niedrigste Ehrengabe vorgesehen (2500 ATS, ca. 180 Euro; andere sollten 3000, 4000 bzw. 5000 ATS erhalten). Hermann Langbein protestierte und startete eine Solidaritätsaktion, der sich zahlreiche WiderstandskämpferInnen anschlossen. Sie verzichteten auf ihre „Ehrengaben“ und sendeten dieses Geld an Bedürftige weiter. Das Begleitschreiben sollten sie, so Langbein, auch an das Sozialministerium schicken, „mit dem Vermerk, dass Du hier einspringst, weil das Ministerium untätig geblieben ist“.^[2]

So erforderte die gleichwertige Anerkennung der Roma als Opfer nationalsozialistischer Verfolgungs- und Ausrottungspolitik noch einige Jahre zäher Bemühungen. Die diversen Solidar- und Unterstützungsaktionen bewirkten aber, dass Roma Vertrauen zu einzelnen gesellschaftlichen Gruppen aufbauen konnten. Die ersten traten aus der Anonymität heraus, erhoben nach und nach ihre Stimme, um ab 1989 die Gründung von Eigenorganisationen zu wagen.

^[2] Alle Dokumente und Gesprächsprotokolle im Besitz der Verfasserin, die ab 1984 an Eingaben und Verhandlungen mit Behörden und Ministerien beteiligt war.

Erika Thurner ist Professorin am Institut für Politikwissenschaft an der Universität Innsbruck.

Gründungs- und Vorstandsmitglieder, Stimme-Redakteur_innen



Alev Korun



Beate Eder-Jordan



Cornelia Kogoj



Emina Adamovic



Gamze Ongan



Gerd Valchars



Hakan Gürses



Helga Kovrigar



Jessica Beer



Katja Weiss



Lisa Genslucker



Mehmet Emir



Peter Schwarz



Rahel Baumgartner



Sieglinde Schauer-Glatz



Stefan Vater

100 Ausgaben

en und Gestalter_innen, Projekt- und Büromitarbeiter_innen



Erika Thurner



Erwin Riess



Fatih Aydoğdu



Franz Wimmer



Helga Pankratz [† 2014]



Hikmet Kayahan



Ilija Jovanovic [† 2010]



Jana Sommeregger



Michael Örtl



Mikael Luciak



Vladimir Wakounig



Peter Grusch



Sabine Schwaighofer



Sonja Zettinig



Ursula Hemetek

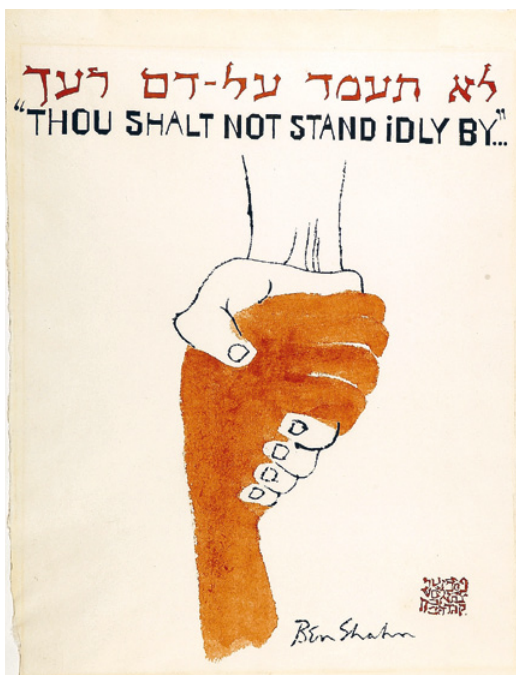


Vida Bakondy

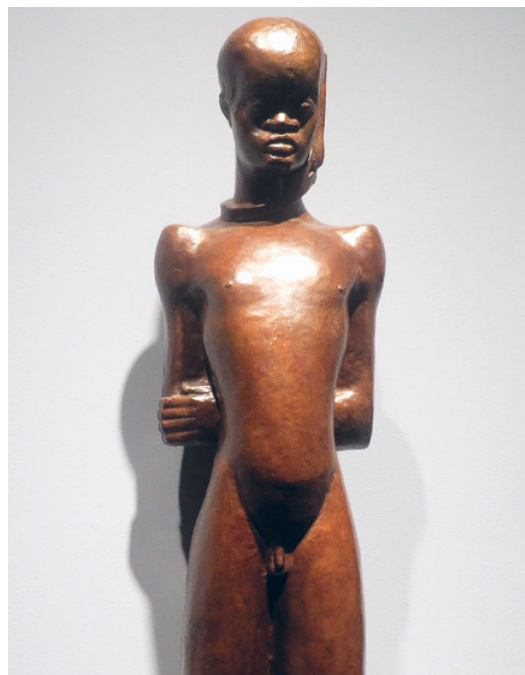
That promised land where all is peace ...

Jüdisch-Schwarze Allianzen in den USA

Von der Harlem Renaissance der Zwischenkriegszeit bis zum Civil Rights Movement der 1960er Jahre lieferten Kooperationen zwischen afroamerikanischen und jüdischen Akteur_innen aus Wissenschaft, Kunst, Wirtschaft und Politik wichtige Beiträge zur Demokratisierung der US-amerikanischen Gesellschaft.



Ben Shahn, Thou Shalt Not Stand Idly By, 1965.



Aaron Goodelman, The Necklace, 1933, The Jewish Museum, New York; Foto: Christian Kravagna

„As with the Jew, persecution is making the Negro international“, schrieb der Philosoph Alain Locke in der Einleitung zu der von ihm herausgegebenen Anthologie *The New Negro*, die 1925 erstmals eine umfassende Darstellung der „Negro Renaissance“ in den USA anbot. Harlem, das kulturelle und politische Zentrum des *New Negro Movement*, nennt der Autor „the home of the Negro's ‚Zionism‘.“^[1] In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts finden Schwarze und Juden in den USA ihre eigene Erfahrung häufig in der jeweils anderen Gruppe gespiegelt, beziehen sich argumentativ darauf und gehen temporäre Allianzen ein.

Lockes Motive der Diaspora, des internationalen Bewusstseins und des gelobten Landes der Freiheit sind Bausteine sowohl der jüdischen wie der Schwarzen Identität, die sich weniger über Herkunft und Territorium definieren, als über Verfolgung, Degradierung und Widerstand – „a unity born of suffering, prejudice and industrial power“, wie W.E.B. Du Bois in seinem Beitrag zu *The New Negro* schreibt.^[2]

Schon lange vor der während des Ersten Weltkriegs beginnenden

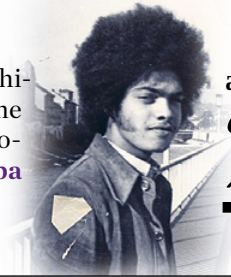
Great Migration aus den ungleich rassistischeren Südstaaten in die industriellen Zentren des Nordens – eine Wanderung von Millionen Afroamerikaner_innen, die von Juden mit dem Exodus aus Ägypten verglichen wurde –, als der soziokulturellen Grundlage des modernen *race-consciousness* wurden mit den *Slave Songs* und *Spirituals* die Fundamente der afroamerikanischen Kultur in der befreiungspolitischen Aneignung von Bibelmotiven gelegt. Die Bibel als Herrschaftsinstrument

^[1] Alain Locke: *The New Negro*. In: ders. (Hg.): *The New Negro: Voices of the Harlem Renaissance*. New York: Touchstone 1997, S. 14.

^[2] W.E.B. Du Bois: *The Negro Mind Reaches Out*. In: Locke (Hg.): *New Negro*, S. 411.



Helmut Köglberger war Kapitän der österreichischen Fußballnationalmannschaft, Christine Mjka SPÖ-Bezirksrätin – beide Kinder afroamerikanischer GIs. **Zsasklin Diana Macumba** über eine verdrängte Generation.



auf Seite
28

der christlichen Sklavenhalter offerierte den mit Leseverbot belegten Sklaven ein neu zu deutendes Motivrepertoire. In Akten des *signifying* konnte man von babylonischer Gefangenschaft, ägyptischem Exil, Moses und dem Fluss Jordan singen und damit die eigene Versklavung, die Fluchthelfer entlang der Underground Railroad und den Ohio River als Grenze zum *promised land* der Freiheit thematisieren. Ehe man überhaupt von jüdisch-Schwarzen Allianzen sprechen konnte, waren jüdische Geschichte und Mythologie längst ein Teil der Schwarzen Imagination geworden.

Führt die teilweise Identifikation der beiden Gruppen im frühen 20. Jahrhundert zu diversen Kooperationsformen, so stellen sich doch soziale Lage und Bürgerstatus von amerikanischen Juden bzw. Afroamerikaner_innen unterschiedlich dar. Der amerikanische Antisemitismus erreicht nie das Ausmaß des systematischen Rassismus der Jim-Crow-Gesetze im segregierten Süden oder des Ku-Klux-Klan-Terrors. Jüdische Unternehmer, Wissenschaftler_innen und Künstler_innen argumentierten ihre Unterstützung afroamerikanischer Interessen aber nicht nur mit der historischen Verfolgung und dem europäischen Antisemitismus, dem viele von ihnen erst kürzlich durch Emigration entkommen waren, sondern auch mit Ausgrenzungserfahrungen in ihrem unmittelbaren Umfeld. So begründet Julius Ro-

senwald, der mit dem Versandhaus Sears, Roebuck & Co. in Chicago zu Reichtum gekommen war und einer der wichtigsten Förderer afroamerikanischer Schulen, Bibliotheken, Wissenschaft und Kunst wurde, in einer Rede von 1911 sein Engagement gegen die Diskriminierung von Schwarzen: „I also belong to a race that suffers and has suffered for centuries. You would also probably be surprised to know that there are clubs in the city of Chicago, representing what you might call the best type of citizenship, that would not admit a Jew.“^[3]

Der Selfmademan Rosenwald war stark beeinflusst von Booker T. Washington und seinem Aufstieg aus der Sklaverei zum Direktor des Tuskegee Institute in Alabama für die handwerkliche und wirtschaftliche Ausbildung von jungen Afroamerikaner_innen. Rosenwald orientierte seine Förderaktivitäten (u. a. die Einrichtung eines Netzes von YMCA-Häusern für Schwarze Männer) zunächst an Washingtons Modell der Hilfe zur Selbsthilfe.^[4] Die Rosenwald-Stiftung vergab zahlreiche Arbeits- und Reisestipendien, mit denen Schwarze Künstler_innen in Paris die europäische Moderne und ihre Prägung durch afrikanische Kunst studieren konnten. Ohne diese Förderung hätte auch die afroamerikanische Moderne nicht ihre historische Form annehmen können.^[5]

Als W.E.B. Du Bois, der radikalere Gegenspieler von Booker T. Washington,

1909 die *National Association for the Advancement of Colored People (NAACP)* gründete, hatte er eine Reihe von jüdischen Bürgerrechtsaktivisten in seinem Team. Der Literaturwissenschaftler und Politiker Joel Spingarn war von 1913 bis 1919 sogar Vorsitzender der NAACP, die sich v. a. auf rechtlicher und publizistischer Ebene gegen Segregation und für Schwarze Bürgerrechte einsetzte. Von eminenter Bedeutung für den politischen Kampf gegen Diskriminierung war die Kritik des wissenschaftlichen Rassismus bzw. die Entwertung des für die rassistische Gesellschaftsordnung zentralen Arguments der natürlichen Unterschiede. Auch hier waren afroamerikanisch-jüdische Allianzen zwischen politischem Aktivismus und akademischer Wissenschaft wirksam. Bereits 1906 hatte der Soziologe Du Bois den an der Columbia University lehrenden Anthropologen Franz Boas an die Atlanta University eingeladen, um vor seinen Schwarzen Studierenden über die Bedeutung der afrikanischen Kultur zu sprechen. Boas, der sich 1887 durch Emigration dem Antisemitismus des deutschen Universitätsmilieus entzogen hatte, war Vorreiter einer antirassistischen Anthropologie.

1910 veröffentlicht er in *The Crisis*, dem Organ der NAACP, den Artikel „The Real Race Problem“, in dem er eine Reihe wissenschaftlicher Annahmen von der biologischen oder kulturellen „Inferiorität“ Schwarzer Menschen entkräftet. Er widerlegt darin überhaupt jede Korrelation von physischen und geistigen Eigenschaften, um stattdessen auf die ungleichen sozialen Ausgangsbedingungen zu verweisen, die auf

^[3] Zitiert nach: Nina Mjagkij: A Peculiar Alliance. Julius Rosenwald, the YMCA, and African-Americans, 1910-1933. *American Jewish Archives* 44, 1993, S. 585-600.

http://americanjewisharchives.org/publications/journal/PDF/1992_44_02_00_mjagkij.pdf

^[4] Booker T. Washington: A Remarkable Triple Alliance. How a Jew is Helping the Negro through the Y. M. C. A.. *The Outlook*, 28. Okt. 1914, S. 485-492.

<https://www.unz.org/Pub/Outlook-1914oct28-00485>



The Afro-American (Baltimore), 9. April 1938.

die Versklavung, die Kolonisati- on Afrikas und den weitgehenden Ausschluss von Bildung zurück- gehen. Während Boas gegen den Widerstand seiner Fachkollegen in zahlreichen Publikationen die Ver- schiebung vom „Rasse“-Paradigma zu dem der sozialen Faktoren pro- pagierte und den Rassismus als das eigentliche Hindernis im Zusam- menleben von Weißen und Schwar- zen ausmachte, sollte sein Schü- ler Melville J. Herskovits mit dem Buch *The Myth of the Negro Past* (1941) einen anderen amerikani- schen Mythos entzaubern. Diesem auch wissenschaftlich verbreite- ten Mythos entsprechend waren die Schwarzen Amerikaner_innen aufgrund ihrer Entwurzelung ent- weder ohne Kultur oder lediglich

unvollkommene Nachahmer der europäischen. Auf der Grundlage von fünfzehn Jahren ethnologi- scher Forschung beiderseits des Atlantiks demonstrierte Herskovits die komplexe transkulturelle Kom- position afroamerikanischer Kultu- ren und entwickelte wegweisende Beschreibungsmodelle für kultu- rellen Transfer und Formen der kul- turellen Übersetzung.

Der Einfluss von Boas, Herskovits oder auch Ruth Benedikt resultier- te aus ihrem Status als unvorein- genommene („unbiased“) Wissen- schaftler_innen, der Schwarzen Intellektuellen, auch wenn sie ähnliche Phänomene beschrie- ben, nicht zugestanden wurde. Für die jüdische/weiße Seite hatten

solche Allianzen den Effekt der gesellschaftlichen Relevanz ihrer Forschung, und nicht zuletzt er- leichterte ihnen die afroamerikani- sche Seite oft den Zugang zu ihren „Forschungsgegenständen“.

Als jüdische Intellektuelle in den 1930er-Jahren vor den Nazis in die USA flüchteten, stießen sie an vie- len weißen Universitäten auf anti- semitische Quotenregelungen und fanden überproportional häufig Stellen an Schwarzen Colleges und Universitäten im segregierten Sü- den, deren Entwicklung sie nach- haltig mitprägen sollten, auch weil sie in einer Weise mit Schwarzen Studierenden verkehrten, die für weiße Amerikaner_innen unvor- stellbar war.^[6]

^[5] Milly Heyd: *Mutual Reflections. Jews and Blacks in American Art*. New Brunswick, New Jersey, und London: Rutgers University Press 1999.

^[6] Gabrielle Simon Edgcomb: *From Swastika to Jim Crow. Refugee Scholars at Black Colleges*. Malabar, Florida: Krieger Publishing Company 1993.

Christian Kravagna ist Kunsthistoriker und Professor für Postcolonial Studies an der Akademie der bildenden Künste Wien.



Sigi Maron und der ratlose Frosch

Üblicherweise beginnen Nachrufe mit den Sätzen „reißt eine tiefe (schwer zu schließende) Lücke“ und enden mit „werden seine Stimme schmerzlich vermissen, wird uns fehlen“. Für Sigi Marons Tod verbieten sich solche Phrasen. Über Sigis künstlerische Arbeit, seine Protestlieder, berichten alle Zeitungen, Boulevardmedien und Magazine – in vielen verlogenen, nicht wenigen hassgetränkten und herzlich wenigen ordentlichen Nachrufen. Der ORF tut sich besonders hervor. In all seinen Programmen und Kanälen wird Sigi Marons Tod verkündet, einige Kommentatoren machen eine traurige Miene. Dass die Damen und Herren Redakteure und Sendungsverantwortliche dabei vor Scham nicht rot anlaufen, kann nur mit dem Vorherrschen des österreichischen Nationalsports „Uneigennützigkeit“ in Verbindung mit der Kulturtechnik „Historische Amnesie“ erklärt werden. Es war der ORF, der in all seinen Programmen per offiziellem Ukas an alle Redaktionen Auftritte und Lieder von Sigi Maron durch dreißig Jahre rigide verbot. Im Falle Maron fand die Republik zu sich. Freche und aufmüpfige Zeitgenossen haben in diesem Land nichts zu gewinnen, sind sie dann auch noch behindert obendrein (wo doch die Behinderten gefälligst ihr Schicksal gottergeben zu tragen haben), wird gegenüber dieser Person des öffentlichen Ärgernisses der Ausnahmezustand ausgerufen. Selbst die SPÖ stand auf der Seite der Feinde Sigi Marons (mit Ausnahme der oberösterreichischen Sozialistischen Jugend).

Noch heute ist die SPÖ nicht in der Lage oder willens, einen behinderten Menschen zum Behindertensprecher zu machen. Stattdessen plustern sich ahnungslose nichtbehinderte Funktionäre der fünften Garnitur auf. Innerhalb der damals noch existierenden Linken fand Sigi dennoch sein Publikum, sein Aufstieg zum Bob Dylan des Deutschen Sprachraums aber wurde von ORF und offiziellen Veranstaltern zunichte gemacht. Die KPÖ, für die Sigi kämpfte und viele Auftritte und Wahlkämpfe bis zur physischen und psychischen Erschöpfung bestritt, bot ihm Auftrittsmöglichkeiten. Dennoch war die Partei zu ihm oft lieblos und die Unterstützung geriet halbherzig. In der DDR war das

anders: Dort war Sigi ein Star, dort erfuhr er den liebevollen Respekt, dessen er so sehr bedurfte. In der DDR erschienen seine Platten in riesigen Auflagen, seine Konzerte wurden im Hauptabendprogramm des DDR-Fernsehens übertragen. Als die DDR von innen und außen zum Einsturz gebracht und der Rest an die Treuhand verscherbelt wurde, saß Sigi auf einem großen Batzen DDR-Mark. Er hat ihn nicht angerührt.

Drei Tage vor Sigis Tod wechselten wir in einer Angelegenheit der Behindertenpolitik noch ein paar E-Mails. Es ging um den abgeschafften besonderen Kündigungsschutz für behinderte Arbeitnehmer. Diese sozialpolitische Großtat erhöhte die Arbeitslosenrate unter behinderten Menschen um das Doppelte, sie wurde vom Behindertendachverband ÖAR und den Behindertensprechern der Koalitionsparteien gutgeheißen. Als vor Jahren der sozialdemokratische Sozialminister ein hundertzwanzig Punkte umfassendes Sparpaket speziell gegen die Interessen behinderter Menschen verkündete, fielen der Dachverband und die Behindertensprecher den behinderten Menschen ebenfalls in den Rücken.

Sigi Maron hat gegen diese Missetaten immer wieder in seinen Liedern und Auftritten protestiert. „Höflich, vornehm und dezent, wie es meine Art ist, allerdings unter Einschluss eines gewissen obszönen Wortschatzes.“

Als der sozialdemokratische Kanzler Gusenbauer mit Unterstützung des Gewerkschaftsbundes und der Arbeiterkammer vor Jahren mit dem Schlachtruf „Pflegegeld abschaffen!“ in die Regierungsverhandlungen ging, war Sigi unter den Ersten, die den Widerstand organisierten. Man wollte den behinderten Menschen anstelle des Bargelds „Pflegeschecks“ andrehen, die bei parteinahen Sozialhilfevereinen einzulösen seien, der roten Volkshilfe und dem schwarzen Hilfswerk. Dazu muss man wissen, dass das von der Behindertenbewegung erkämpfte Pflegegeld eine abgestufte Geldleistung ist, die es behinderten Menschen ermöglicht, Assistenzleistungen einzukaufen. Seit der Einführung in den frühen neunziger Jahren wurde diese Transferleistung

kaum erhöht und hat daher real dreißig Prozent an Wert eingebüßt, dennoch stellt das Pflegegeld für zehntausende behinderte Menschen ein wertvolles Moment an relativer Selbstbestimmung dar. Mit Hilfe der Grünen und der Solidarität der fortschrittlichen Künstler Österreichs aus allen Sparten veranstaltete die autonome Behindertenbewegung Pressekonferenzen, Demos, Besetzungen des Parlaments sowie diverser Ministerbüros. Sigi Maron war von Anfang an dabei. Bisher konnten wir alle Versuche, dieses Gesetz abzuschaffen, erfolgreich zurückschlagen. Sigi war wie ich Bezieher von Pflegegeld der Stufe vier. Seine Arbeit als Liedermacher und meine als Schriftsteller wären ohne dieses Gesetz – um das uns viele behinderte Menschen weltweit beneiden – nur schwer möglich.

„Ich bin überzeugt, dass unter meinen Fans auch junge Nazis sind“, sagte Sigi schon 1987. „Wobei ich hinzufüge, man muss mit jungen Leuten bis 21 oder 22 diskutieren, nicht einfach sagen: Aus, fertig. Ihr seid’s Nazis. Mit 25-, 26-Jährigen muss man schon vorsichtig sein, weil die müssen schon mehr Hirn haben, die müssen wissen, was gespielt wird. Und ab 30 erschlagen wir sie, wenn sie dann noch Nazis sind. Ich weiß, dass ist unkonsequent, aber aus mir spricht die Angst, die du als behinderter Mensch hast, wenn man diese Leute wieder an die Macht kommen lässt.“

Die Waldschule ist eine Sonderanstalt für behinderte Menschen in einem Föhrenwald bei Wiener Neustadt. Am Höhepunkt der Polio-Epidemie Ende der fünfziger Jahre waren schwer erkrankte Kinder dort untergebracht. Sigi erzählte einmal, dass er wochenlang in der Eisernen Lunge gelegen sei, er war gelähmt, vermochte nicht einmal den Kopf zu drehen oder mit den Augenlidern zu zwinkern. Fliegen ließen sich auf Sigis Gesicht nieder. Er konnte sie nicht abwehren. Also stellte er sich vor, dass auf seiner Stirn ein Frosch sitzt, der die Fliegen frisst. Und mit diesem Frosch hab ich mich angefreundet, er war der erste Genosse in meinem Leben, sagte Sigi.

Jetzt ist Sigi Maron tot. Und der Frosch muss schauen, wo er bleibt. —

Man kann keine Ausstellung zum Thema Sex machen, ohne selbst zum Voyeur zu werden

Ein Gespräch mit Andreas Brunner,
Co-Kurator der Ausstellung „Sex in Wien“

Andreas Brunner ist Leiter von QWIEN – Zentrum für schwul/lesbische Kultur und Geschichte in Wien. Jessica Beer sprach mit ihm über Voyeurismus, Populismus und Subversion im Zusammenhang mit der Ausstellung „Sex in Wien“, die bis 22. Jänner 2017 in Wien Museum zu sehen ist. Für alle ab 18.



Foto: Peter Hiller

Du warst 2005 Kurator der Ausstellung „Geheimsache Leben. Schwule und Lesben im Wien des 20. Jahrhunderts“. Diese Ausstellung versuchte erstmals, schwul-lesbische Lebenswelten, ihre Unterdrückung, Marginalisierung, Kriminalisierung, aber auch ihre Lust und die vielfältigen Wege zu ihrer Verwirklichung – oftmals im Geheimen – darzustellen. Wie unterscheidet sich der damalige Blick aus einer minoritären Position, dieses fokussierte Sichtbarmachen der Lebensrealität einer gesellschaftlichen Minderheit von dem, was ihr jetzt thematisiert: Sex als gesamtgesellschaftliches, kulturelles Phänomen, als das Mehrheitsthema schlechthin? Und wie stellt sich das Verhältnis der gesellschaftlich sanktionierten zu den diskriminierten Praxen in diesem Zusammenhang dar?

Die „Geheimsache“ sollte vor allem zeigen, dass es überhaupt eine Geschichte von Lesben und Schwulen gibt und dass man sich nur die Mühe machen muss, diese zu recherchieren und zu erzählen. Wir wollten auch zeigen, wie reich und vielfältig diese Geschichte ist. Die Ausstellung war ein Akt der Selbstdarstellung und der Selbstvergewisserung in Zeiten der schwarzblauen Regierung – frei nach dem Motto: Face it! Hier sind wir, es gibt uns und es hat uns immer gegeben, trotz aller Verfolgung, Verleugnung und Marginalisierung. Es ging um Sichtbarkeit. Bei „Sex in Wien“ geht es um etwas ganz anderes, eben um Sex als gesellschaftliches Phänomen. Wir begreifen Sexualität als Lebensenergie, als Teil des Menschseins überhaupt. Sexualität wird im 18. Jahrhundert

im Zuge der Aufklärung von einem Thema, das einer göttlichen Ordnung unterworfen ist, zu einem der bürgerlichen Öffentlichkeit und zu einem Spielball der Machtpolitik im Sinn Foucaults. Sex wird zu einem Regulierungsfaktor der bürgerlichen Gesellschaft. Von den Machtinstanzen wird bestimmt, welche Formen von Sexualität grundsätzlich als gesellschaftlich wertvoll angesehen werden, wobei es da nicht nur um hetero oder homo geht. Wer darf überhaupt Sex haben und zu welchem Zweck? Sex ist lange Zeit nur in der Ehe gestattet und darf nur der Fortpflanzung dienen, wobei sich dabei auch die Frage stellt, wer überhaupt heiraten und damit Sex haben darf. Es gibt zahlreiche Ausschlüsse: soziale – Diensthelfer, Militärs und viele Berufsgruppen –,

unterschiedliche Religionen oder Nationalitäten und so weiter. Der Sexualitätsdiskurs ist im 19. und in weiten Teilen des 20. Jahrhunderts das Herrschaftsinstrument schlechthin.

Bei den Recherchen zu diesem Gespräch bin ich auf folgende Information gestoßen: Bereits 2001, anlässlich der Europride in Wien, war eine thematisch verwandte Ausstellung, „Der andere Blick. Lesbischwules Leben in Österreich. Eine Kulturgeschichte“, für denselben Ort geplant gewesen. Das Projekt scheiterte am Einspruch des damaligen Leiters des Wien Museums, der fand, das Thema eigne sich nicht für eine historische Ausstellung. Heute, 15 Jahre später, ist die „Sex“-Ausstellung sogar die Eröffnungsausstellung des neuen Museumsdirektors, und es scheint selbstverständlich, dass lesbische Perspektiven hier miteinbezogen werden. Wie beurteilst du als langjähriger Aktivist, aber auch als Historiker diese Entwicklung?

Für den seinerzeitigen Direktor war Homosexualität schlicht kein Ausstellungsthema. Seither hat sich aber auch der Museumsdiskurs geändert. Matti Bunzl ist nicht nur selbst ein offen schwuler Mann, er ist auch ein Kulturwissenschaftler, der an Universitäten in den USA den aktuellen Forschungsstand rezipiert und gelehrt hat. Eines seiner Spezialgebiete ist Sexualitätsgeschichte in der theoretischen Nachfolge von Foucault mit einer Fokussierung auf Machtdiskurse und sexuelle Minderheiten.

Homosexualität_{en}, queere oder LGBTI-Themen sind inzwischen – auch in Wien – im akademischen Feld angekommen. Ohne die Erfindung/Definition der Homosexualität gäbe es bekanntlich auch keine Heterosexualität. Das bedingt einander. Als langjährigen Aktivist freut mich das natürlich, weil man als Forscher zu diesen Fragen nun nicht mehr von allen komisch angeschaut wird – auch wenn es noch genug Stimmen gibt, die sagen: Wozu brauchen wir denn das?

„Sex in Wien“ – das Thema klingt nach Voyeurismus, Populismus, aber auch nach Subversion, nach dem Zulassen subkultureller Bilder in einem Raum, der üblicherweise einer hochkulturellen, museumspädagogischen Erzählung vorbehalten ist. Wie geht ihr mit der voyeuristischen Neugierde, die das Thema erzeugt, um? Wie nutzt ihr sie und wie trickst ihr sie möglicherweise aus?

Der voyeuristische Blick war für uns ein wichtiges Thema in der Vorbereitung, weil praktisch allen Objekten – auch den subkulturellen – dieser Blick in irgendeiner Form immanent ist. Man kann keine Ausstellung zum Thema Sex machen, ohne selbst zum Voyeur zu werden. Deshalb gibt es einen Prolog zur Ausstellung, in dem wir diesen Blick thematisieren. Sub- oder Hochkultur waren für uns keine Themen. Unsere Trennlinien verlaufen zwischen den Instanzen der Macht, die versucht, Sexualität zu regulieren und reglementieren, und einer widerständischen Position der sexuellen Lust. Wurscht, was verboten war, getrieben haben sie es immer – das könnte ein etwas salopp formuliertes Motto der Ausstellung sein.

Klar spielt das Museum als Institution mit der voyeuristischen Neugierde des Publikums, so wird die Altersbeschränkung mit 18, die einem Paragraphen des Wiener Jugendschutzgesetzes zu verdanken ist, auch werbetechnisch entsprechend betont, aber wirkliche Voyeure werden von der Ausstellung wohl eher enttäuscht sein.

Eine Frage noch zu den Objekten: Objekte der Lust, Dokumente der Unterdrückung – wie geht ihr mit beidem um? Wie unterscheiden sich hier hetero- und homosexuelle Zusammenhänge? Und vor allem: Woher stammen die Exponate, die nicht nur den Herrschaftsdiskurs, sondern vor allem die Gegenerzählung dokumentieren? Im Vorfeld der Ausstellung hattest du über Facebook „Objekte zu schwulem Cruising in Parks in Wien“ gesucht – war diese Suche erfolgreich?

Wir stellen Objekten der Macht solche der sexuellen Subversion gegenüber, wobei wir nicht zwischen hetero oder homo unterscheiden. Im Kapitel über die sexuelle Topografie der Stadt stehen etwa heterosexuelle neben homosexuell definierten Orten, auch in anderen Kapiteln stehen die Objekte einfach nebeneinander. Nur ein Kapitel widmet sich im Bereich „Welcher Sex ist verboten?“ ausschließlich der Verfolgung von Homosexualität. In anderen werden heteronormative Körperbilder durch queere aufgebrochen. Die Recherche der Objekte war sehr aufwändig, weil Sexualität in so viele Lebensbereiche hineinspielt. Für keine Ausstellung hatte das Wien Museum so viele Leihgeber_innen wie für diese. Objekte des Herrschaftsdiskurses stammen dabei vornehmlich aus klassischen Archiven wie dem Wiener Stadt- und Landesarchiv, dem Polizeiarchiv und aus Bibliotheken. Die Wienbibliothek im Rathaus hat eine sehr vielfältige und wichtige Erotika-Sammlung, die bislang eher versteckt wurde. Ihre kulturhistorische Bedeutung wurde auch erst in den letzten Jahren erkannt. Dazu kommen viele private Leihgeber_innen und natürlich auch unser QWIEN-Archiv.

Auch die Materialien sind sehr vielfältig: Gedrucktes, Bücher, Akten, Fotos, Objekte, Kunst, Privates und Offizielles. Wertvolle Objekte und Alltagskram, Sexspielzeug und Verhütungsmittel, natürlich auch pornografisches Material. Das letztere geht jedoch in der Fülle der Objekte fast unter, und wir waren bei der Auswahl auch sehr restriktiv. Und nicht zu vergessen: Audio und Film!

Mit meiner Facebook-Suche hatte ich nicht wirklich Erfolg. Die subversive Aneignung öffentlicher Orte ist sehr spärlich dokumentiert, und wenn überhaupt nur durch Objekte der Verfolgung und nicht aus der Perspektive der – von uns ja grundsätzlich positiv gemeinten – Subversion. Aber es ist uns vor allem auch mit Kunstwerken gelungen, manche dieser Orte zu erzählen, weil wir mit diesen Objekten auch Fantasieräume öffnen konnten.

Bad Saag, Kärnten oder Minoritäre Allianzen an der Macht

Herr Groll und der Dozent standen vor einem alten Fabriksgebäude der Bleiberger Bergwerks-Union. Sie waren von Pörschach aufgebrochen, hatten das Fünf-Sterne-Plus-Hotel Schloss Seefels passiert und wollten zum Café Strom beim Schaukraftwerk der KELAG am Wörthersee. Das Hotel beherberge eine der schönsten Behindertentoiletten südlich des Alpenhauptkamms, hatte Groll dem Dozenten erzählt, allerdings sei der Zugang ins Hotel infolge mehrerer Stufen für Rollstuhlfahrer unmöglich. „Seit Jahren wird von einer Hebeplattform gesprochen, aber dem Reden folgen keine Taten. Die Behindertentoilette bleibt aber nicht unbenutzt, da sie sich neben der Nachtbar befindet, dient sie als Speibkammerl für whisky- und champagnerschlürfende Lemuren.“ Eine kleine, aber feine Minorität, hatte der Dozent hinzugefügt und schlug vor, den Raum, dem Bildungsniveau der betuchten Herrschaften entsprechend, nicht Speibkammerl, sondern Übergabekabinett zu nennen. Groll schloss sich dem Vorschlag an.

Die beiden machten guten Progress auf dem Gehsteig neben der Bundesstraße. Der Dozent erzählte zwei Geschichten aus dem Alltag eines reisenden Privatgelehrten, beide handelten von Fischottern. Diese seien mittlerweile in Kärnten wieder heimisch, der Bestand werde auf 160 Tiere geschätzt. Neulich sei ein Otternbaby im Garten eines Einfamilienhauses am Lieserfluss gefunden worden, die Mutter sei wahrscheinlich von einem Auto überfahren worden. Das Otternbaby sei auf den Namen Lisa getauft worden und werde seither von seiner neuen Familie mit Haussalami und Kärntnernudeln aufgezogen, als Nachspeise werde ein Reindling gereicht. Die Kärntner Jäger und Fischer indes empfinden über die Rettungstat keine Freude. Sie machen die Fischotter und nicht die Überfischung für den Rückgang des Fischbestandes verantwortlich.

Vor kurzem habe er in einem Landgasthof in der Weststeiermark zwei besonders skurrile Argumente gegen die Wahl van der Bellen zum Bundespräsidenten gehört.

„Der Wirt, ein vierschrötiger Mann mit einigem Wissen um die regionale Politik, erklärte, er und seine Freunde könnten den Professor nicht wählen, weil die Grünen für den Schutz der Fischotter einträten, und das sei für die Fischteichbesitzer der Region eine Katastrophe. Man könne van der Bellen noch aus einem zweiten Grund nicht unterstützen; die Grünen strebten nämlich eine ökologische Diktatur an, Gewehre in Privatbesitz seien da verpönt, und seine Glockbüchsen seien ihm heilig. In der Weststeiermark brauche der Wirtschaftsprofessor gar nicht erst anzutreten.“

Man könne hier das Wirken minoritärer Allianzen an der Macht studieren, sagte Groll später auf dem Gehsteig vor

Bad Saag. „Noch vor zwölf Jahren war das Freibad für alle zugänglich und diente als Erholungsstätte für die Bergwerks-Union-Mitarbeiter und ihre Familien. Dann wurde das Bad unter dem Druck freiheitlicher Landespolitik an den Waffenproduzenten Glock verkauft, der mittlerweile mehrere Dutzend Seegrundstücke besitzt. Glock zählte zu den Financiers Jörg Haiders, da konnte man schon ein gewisses Entgegenkommen von der Politik erwarten.“

Der Dozent schüttelte den Kopf.

„Glock reichte das Grundstück an seinen Sohn weiter, der ein Nobelrestaurant einrichtete“, fuhr Groll fort. „Das für alle offene Freibad wurde in ein privates Bad umgewandelt, das zum Restaurant gehört.“

„Ein Refugium für eine Minderheit“, meinte der Dozent.

„Das Wirken minoritärer Allianzen können Sie hier überall verfolgen, sei es bei den „Werwölfen Pörschach“, einem Tennisverein, in dem einschlägig bekanntes Gedankengut ebenso gepflogen wird wie im Tennisverein der Klagenfurter Richter. Unter Letzteren gebe es zwar eine Handvoll aufrechter Antifaschisten, gegenüber jenen Richtern, die der FPÖ und ihren kriminellen Spezis alles durchgehen ließen, sind sie aber nur eine kleine Minderheit. Die Grazer und die Klagenfurter Richterschaft – wenn die FPÖ an die Macht kommt, wird das ein bundesweites Modell.“

„Es ist also gar nicht notwendig, der FPÖ vorzuwerfen, dass Kandidat Hofer als Büroleiter einen weit rechts stehenden René Schimanek beschäftigt, den Bruder des bekannten Neonazis, der sich jetzt im Altreich tummelt. Oder dass die FPÖ in ihrer glorreichen Kärntner Regierungszeit die Anzahl der KELAG-Prokuristen von zwei auf elf erhöhte ... oder dass die Wiener FPÖ das Spiegelgrund-Opfer Friedrich Zawrel einen Verbrecher nannte, ähnlich wie die Grazer FPÖ-Zeitung AULA, die KZ-Häftlinge als kriminelle Gewalttäter bezeichnete ...“

„Worauf ein Grazer Richter die Zeitung von dem Vorwurf der Verhetzung freisprach“, ergänzte Groll und brachte die Geschichte eines Pörschacher Wirts, der die Lösung der Flüchtlingsfrage kennt. „Wenn erst ein paar Tausend Afrikaner von europäischen Kriegsschiffen aus erschossen werden, hört sich die Flüchtlingsinvasion rasch auf. Dann wird niemand sich trauen, Europa als Schlaraffenland zu missbrauchen.“

„Auch dieser Mann ist Angehöriger einer Minorität“, meinte der Dozent. „Das mag sein“, antwortete Groll. „Seine Weltanschauung würde ich im Österreich des Herbstes 2016 aber nicht mehr als minoritär bezeichnen.“

Ein Railjet donnerte an den beiden vorbei. Der Fahrtwind riss Groll die Kappe vom Kopf.

Vielfalt, I like

Ein Film über plurale und mehrsprachige Entfaltungsräume von Jugendlichen

Die Doku *Vielfalt, I like* entstand im Rahmen eines Vielfalter-Projektes (Interkulturelles Zentrum, Wien) unter der Leitung von Marc Hill. Ausgangspunkt ist das diversitätsbewusste Leben an einer Neuen Mittelschule in Kärnten. Jugendliche und Bildungsverantwortliche kommen zu Wort. Sie begründen das Motto: Migration bewegt und bildet!

Tribale Trommelklänge, Musiker_innen in zebra-gestreiften Kostümen, Poster mit bemalten Kamelen, Sanddünen und afrikanische Strohütten im Hintergrund: Was in den ersten 20 Sekunden sicht- und hörbar wird, formt den stillen Verdacht auf einen exotisierenden und kulturalisierenden Film über das vermeintlich „Fremde“ und „Andere“ an österreichischen Schulen. Den (aller)ersten Eindruck prägt noch sekundenlang die Befürchtung vor einem paternalistischen Habitus, der zu sagen scheint: „Schaut, wie wir interkulturell unterwegs sind und ihre Kulturen in der (strammen und eindeutigen) Kärntner Umgebung wertschätzen“. Wie viele dieser „Dokumentationen“ von „interkulturellen Festen“ haben wir auch wirklich in vergangenen (und jüngeren) Zeiten gesehen und daran vielleicht sogar selbst teilgenommen, indem wir wohlwollend mitgewirkt haben?

Doch der Eindruck täuscht. Ich wusste auch um die zuschreibungsreflexive Haltung der Filmemacher_innen und um die diversitätsbewusste Kompetenz der wissenschaftlichen Projektleitung, sodass ich im Gegenzug zu meinen eigenen Vorurteilen die schönen Bilder und Geschichten auf mich wirken habe lassen. Denn genau das Gegenteil ist im Film der Fall.

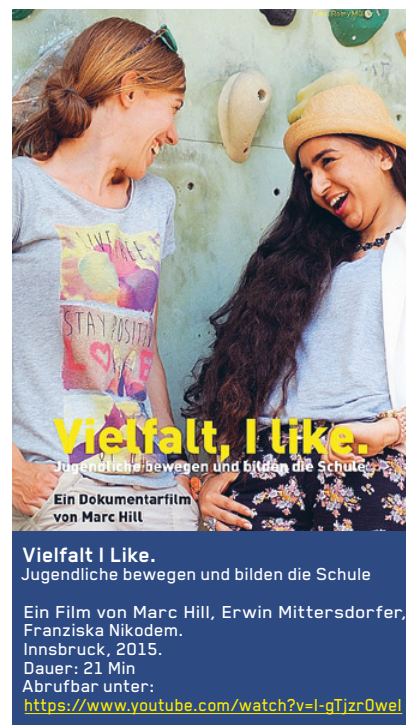
Beschrieben werden in erster Linie Jugendliche und ihre jugendkulturell geprägten Entfaltungs- und Möglichkeitsräume an einer Klagenfurter Neuen Mittelschule. Die Jugendlichen sind die Protagonist_innen mit ihren Lebensgeschichten und (Sprach)Biografien. Die Erwachsenen, die sie in und außerhalb

der Unterrichtszeit in Theaterwerkstätten, erlebnispädagogischen Parcours, in *life-kinästhetischen* Bewegungseinheiten und im erfahrungsbasierten curricula- ren Unterricht begleiten, gehen hochmotiviert, ganzheitlich lehrend und lernend mit den jugendlichen Bedürfnissen und schulischen Anforderungen um. Was im gesamten Video beeindruckt, ist die Selbstverständlichkeit, mit der Pluralität und Sprachenvielfalt als „soziale Wirklichkeit“ in Klagenfurt – und nicht ausschließlich auf den weltoffenen Schulbezirk St. Ruprecht bezogen – aufgezeigt und beschrieben wird. Genau diese alltäglich gelebten, sozialkreativen und pluralen Lern- und Lebenswelten problematisieren feste und eindeutige Zuschreibungen auf einzelne festgeschriebene Merkmale wie Herkunft, Migration, Gender, Status, Sprache, um nur einige der exkludierenden Differenzlinien zu nennen, mit denen oft (sprachliche) Minderheiten und sogenannte Menschen mit Migrationshintergrund noch über Generationen hinweg „betitelt“ werden. Einheitsträume und diskurshafte Normalitätskonstrukte der Ersten Moderne, binäres „Entweder-Oder“-Denken werden hier mit einfachen Bildern, Geschichten und Realitäten der Jugendlichen entwaffnend bloßgestellt und wirksam kritisiert.

Der Film zeigt, dass sich empirisch und lebensweltlich gegensätzlich gemeinte Dualismen wie *einheimisch - ausländisch*, *Wir und die Anderen*, *zugehörig - nicht-zugehörig*, *einsprachig - nicht einsprachig* nicht fortwährend durchhalten lassen, wenn man an die seit Menschengedenken mehrsprachigen Regionen der Welt – wie

u. a. Kärnten – denkt.¹¹ Spannungsfrei sind solche Konfrontationen mit fiktiven Konstrukten, die statt in Differenzen, in Oppositionen denken und handeln, für Jugendliche im Übergang nie. Umso erfreulicher und hoffnungsvoller stimmen Projekte und Schulmodelle, wie sie im Video dokumentiert sind.

Die Leseart, die ich dem Film schließlich entnehme, ist eine kritisch-emanzipatorische Sicht- und Handlungsweise der Bildungsarbeit, die auf Anerkennung von Vielfalt und *Fragmentarität*¹² der Migrationsgesellschaft abzielt und plurale (jugendliche) Entfaltungsräume möglich und sichtbar macht.



¹¹ Vgl. Irene Cennamo: Die Krise der Begegnungspädagogik und ihre Renaissance. In: Kofler/Peterlini/Videsott (Hg): Brückenbau(e)r. Festschrift für/Miscellanea per/Publicazione in onore de/Article collection in honour of Siegfried Baur. Meran: Edizioni Alpha Beta Verlag 2013, S. 169-179.

¹² Vgl. Tobias Künkler: Lernen in Beziehung. Zur Beziehung zwischen Subjektivität und Relationalität in Lernprozessen. Bielefeld: transcript, 2011.

Irene Cennamo ist senior scientist am Institut für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung der Alpen-Adria-Universität in Klagenfurt und forscht zu Mehrsprachigkeit sowie Sprachlicher- und Interkultureller Bildung.

Die vergessene Generation

Kinder afroamerikanischer Besatzungssoldaten in Österreich

„How do you do?“ fragte im Jahre 2012 der Tiroler Landeshauptmann Günther Platter den österreichischen Fußballstar David Alaba und entlarvte damit das verstaubte Selbstbild der österreichischen Identität. Mit einem Forschungsprojekt und einer Ausstellung findet nun die vergessene Geschichte der ersten Schwarzen österreichischen Generation Eingang in den öffentlichen Diskurs und die österreichische Identität.



Freddie mit seiner Mutter und ihrem Lebensgefährten, Paris, ca. 1953; Foto: Sammlung Lost in Administration.

Mit Ende des Zweiten Weltkriegs teilten die Siegermächte Österreich in vier Besatzungszonen ein. Im Dezember 1945 waren im Land 200.000 Sowjet-Russen, 47.000 US-Amerikaner, 65.000 Briten und 25.000 Franzosen stationiert, unter ihnen auch Schwarze Soldaten aus den letztgenannten drei Ländern. Das anfängliche Fraternalisierungsverbot zwischen US-Soldaten und der österreichischen Bevölkerung hielt nicht lange stand und wurde im Herbst 1945 aufgehoben. Der bi-nationalen Liebe stand somit nichts mehr im Wege und es dauerte nicht lange, bis die ersten Kinder aus diesen Beziehungen das Licht der Welt erblickten.

In den Jahren 1946 bis 1956 kamen in Österreich schätzungs-

weise 350 bis 500 Kinder österreichischer Frauen mit afroamerikanischen alliierten Soldaten auf die Welt. „Die schwarze Hautfarbe gehört von der Stunde Null der Zweiten Republik zur österreichischen Identität“, bringt es der Historiker Philipp Rohrbach auf den Punkt. Trotzdem fand die Geschichte der ersten Schwarzen österreichischen Generation bis heute keinen Eingang in den nationalen Narrativ.

Lost in Administration

Seit 2013 erforscht ein Forschungsprojekt der Universität Salzburg unter dem Titel „Lost in Administration“ die Geschichten jener Kinder österreichischer Mütter und afroamerikanischer Besatzungssoldaten, die durch Adoption in

die USA gelangten. Zahlreiche dieser größtenteils unehelichen Kinder fanden sich in Pflegeheimen oder bei Pflegeeltern auf dem Land wieder. Einige kamen mittels Stellvertreteradoptionen zu kinderlosen afroamerikanischen Ehepaaren in den USA. Die Eignung der zukünftigen Adoptiveltern wurde nur lapidar überprüft. Losgerissen von ihren österreichischen Wurzeln, konnten sie ihre schwarzen Adoptiveltern anfänglich nicht einmal verstehen. Ein Kulturschock war vorprogrammiert.

Das Gesicht der ersten Schwarzen Generation ist der ehemalige Fußballnationalspieler

<http://www.lostinadministration.at>

SchwarzÖsterreich. Die Kinder afroamerikanischer Besatzungssoldaten. Ausstellungskatalog. Wien: Löcker Verlag 2016.

Helmut Köglberger. Die „braune Rakete“, wie er von den Fans genannt wurde, stand dank seines fußballerischen Talents in der Öffentlichkeit und repräsentierte Österreich bei internationalen Turnieren.

SchwarzÖsterreich

Die von den Historikern des Forschungsteams „Lost in Administration“ Philipp Rohrbach und Niko Wahl sowie dem Künstler Tal Adler kuratierte Ausstellung „SchwarzÖsterreich“, die zwischen April und August 2016 im Wiener Volkskundemuseum gezeigt wurde, war gleichzeitig eine vorläufige Präsentation der Forschungsergebnisse.

Die Ausstellung entstand in enger Zusammenarbeit mit Zeitzeug_innen und basierte größtenteils auf Interviews, in denen sie selber zu Wort kamen. Neben biografischen Erzählungen wurden auch persönliche Objekte wie Familienfotos, Federpennal, Poesiealbum, „Brisk“-Frisiercreme oder Haarglätter ausgestellt.

Im Folgenden ein Überblick anhand von Interviewzitataten, der umreißen soll, mit welchen Schwierigkeiten die österreichischen Nachfahren afroamerikanischer Soldaten zu kämpfen hatten (und haben), deren Existenz in der österreichischen Gesellschaft über Jahrzehnte ausgeblendet wurde.

„Also, ich bin, wie man sagt, ein waschechter Wiener. Es nutzt nichts. Nur die Hautfarbe ist anders. Aber es ist so: Ich bin ein echter Wiener. Ich gehe zu dem Würstelstandlerl am Südtiroler Platz. Auf eine Haße – ein doppelt süßer Senf, zwei scharfe Pfefferoni und ein schönes Brot dazu, nicht?“ (Freddie)

Die Hautfarbe der Kinder verriet die Herkunft der Väter, was auch den Argusaugen des US-Militärs nicht entging. Obwohl die Vereinigten Staaten in Europa Freiheit und Demokratie propagierten, galt in ihren eigenen Reihen nach wie vor die Segregation nach „Rassen“. So auch innerhalb des US- Militärs. Die

Beziehungen zwischen österreichischen Frauen und afroamerikanischen GIs missfielen der US-Armee. Die Anträge auf Heiratserlaubnis wurden in den meisten Fällen aufgrund der „Rassentrennung“ abgelehnt. Den österreichischen Frauen wurde ihr Ehemann, den Kindern ihre Väter verwehrt. Andererseits wurden die Mütter in der österreichischen Öffentlichkeit oft als „Amilliebchen“ oder „Negerhure“ diffamiert. Durch ihre Beziehung zu einem afroamerikanischen Soldaten und ihr uneheliches schwarzes Kind waren sie doppelt stigmatisiert.

Die kürzlich verstorbene SPÖ-Bezirksrätin Christine Mjka, deren Andenken die Ausstellung gewidmet war, teilte das gleiche Schicksal wie der oberösterreichische Torjäger Helmut Köglberger. Beide lernten ihre afroamerikanischen Väter nie kennen. Mjka wuchs bei ihrer Familie mütterlicherseits in Wien auf und sah sich im Kindergarten, in der Schule und im Berufsleben ständig mit Diskriminierung konfrontiert. Doch sie gab nicht auf und schaffte den Aufstieg von Hausbesorgerin zur Bezirksrätin.

„Früher habe ich geglaubt, ich bin minder. Durch das „Sei still. Fall nicht so auf!“, „Na das darfst du ja wirklich nicht!“, und „Was glaubst du, was glauben dann die Leute von dir?“ Ich habe mich zum Beispiel nicht im Schanigarten vorne sitzen getraut. Damit

mich die Leute nicht dort sitzen sehen. Aber was geht es sie an? Ich zahle mein Achterl selber. Also das Selbstvertrauen ist das, was man gewinnt, obwohl Rassismus stärker wird. In Österreich, in Wien, in ganz Europa.“ (Christine Mjka)

„Mit 15 bin ich vor dem Spiegel gestanden, schau' mich an und denke mir: „Scheiße, du bringst diese depperte braune Haut nicht weg. Das kannst du nicht runterwaschen, du bist gezeichnet.“ Ich war aber auch stolz auf mich. Also, meine Mutter hat mir das beigebracht.“ (Peter)

Während die in Österreich lebenden Kinder aus österreichisch-afroamerikanischen Beziehungen das Gefühl hatten, nicht Teil der weißen Mehrheitsgesellschaft zu sein, fanden sich diejenigen in den USA in einer Zwickmühle wieder. Sie hatten das Gefühl, in keiner der beiden Welten akzeptiert zu sein.

„They always say, „You got an ounce of Black and you are Black.“ But the Black people no longer take you, you are too fucking White for them.“ (Peggy)

Die Ausstellung schaffte es, einen Bogen über 70 Jahre zu spannen. Die jungen Afro-Österreicher_innen wurden – ebenfalls durch Videoinstallationen – in die Ausstellung eingebunden. Überraschend fallen die Paralle-

len im Alltag der ersten und der heutigen Schwarzen Generation in Österreich aus. Viele Erlebnisse, deren Quellen im Alltagsrassismus liegen – inklusive Probleme mit dem „Lockenkopf“ – sind damals wie heute die gleichen.

„Ich bin 1991 in Wien geboren, bin hier zur Schule gegangen und war – bis auf paar Urlaube – noch nie woanders. Trotzdem bin ich fremd. Das hat sich also nicht geändert in den über 70 Jahren, die zwischen 1945 und heute liegen. In den Geschichten des Projekts sehe ich mich selbst. Nicht in jeder Erzählung, aber in fast jeder Person. Die Zeit ist eine andere und ich bin froh, nicht direkt nach dem Zweiten Weltkrieg geboren worden zu sein. Mein Vater ist kein Soldat, kein „Besitzer“ in den Augen der Gesellschaft. Trotzdem ist heute nicht alles viel besser. Leider!“ (Vanessa Spanbauer im Ausstellungskatalog „Schwarzösterreich“)

Die Verbundenheit, die zwischen der ersten afroösterreichischen Generation und der jungen Schwarzen Generation herrscht, beschreibt die Zeitzeugin Rosemarie:

„Junge Leute sind so nett zu mir, lachen mich an in der Tram, wenn sie gemischt sind oder braun. Lachen mich an – ich lache zurück. Ich merke, da ist so eine Connection, weil die sehen ja auch, dass das keine Weiße ist.“

Die Sendung „Schwarz-österreichisch/schwarz-deutsch: Bergungsversuche verschütteter Geschichte(n)“ wurde am 21. August 2016 bei Radio Orange 94,0 ausgestrahlt und ist im Sendungsarchiv unter www.radiostimme.at abrufbar.

Zsasklin Diana Macumba ist Redakteurin bei Radio Stimme.



das politische magazin abseits des mainstreams

auf freien radios und im internet

www.radiostimme.at

- | Wien | Orange 94.0 |
|-------------------|----------------------------|
| Innsbruck | FREIRAD |
| Graz | Radio Helsinki |
| Kärnten / Koroška | Radio AGORA |
| Bludenz | Radio Proton |
| Salzburg | Radiofabrik |
| Linz | Radio FRO |
| Salzkammergut | Freies Radio Salzkammergut |
| Kremstal | Freies Radio B138 |



nitev

SHATURKISCHE FREUNDSCHAFT
KIYE DOSTLUK DERNEĞİ

EGAL, WO
APARTHEID
dvo MEIN

TUPI JAZ
HOČEM ZNATI
2 JEZIKA

APARTHEID
NEIN

Ein Aufblitzen der Solidarität

Ein Demonstrationszug an einem kalten Wintertag auf der Kärntner Straße. Die Menschenmenge zieht durch die Wiener Innenstadt. Auf Transparenten und Schildern sind Botschaften in verschiedenen Sprachen zu lesen: „Egal wo Apartheid Nein“ und „Tudi jaz hočem znati 2 jezika“ (*Auch ich will zwei Sprachen sprechen. Anm. d. V.*). Dazwischen ragt auch ein Transparent des „Vereins für österreichisch-türkische Freundschaft - Avusturya Türkiye Dostluk Derneği“ hervor, der sich seit seiner Gründung im Jahr 1981 in Wien für eine Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen von türkischen Migrant_innen in Österreich einsetzt.

Die Aufnahme dürfte auf einer der Großdemonstrationen entstanden sein, die 1987 in Wien gegen eine geplante Schultrennung im gemischtsprachigen Gebiet Kärntens/Koroška stattgefunden und Tausende auf die Straßen gebracht hatten. Das Jahr 1987 markiert den vorläufigen Höhepunkt einer österreichweiten Solidaritätsbewegung gegen die Bestrebungen einer Allianz aus Kärntner Heimatdienst, Abwehrkämpferbund und FPÖ unter Führung Jörg Haiders. Diese forderten eine Trennung der Schüler_innen nach sprachlichen Kriterien im gemischtsprachigen Gebiet Kärntens/Koroška ein und hatten die Durchsetzung ihres Anliegens ein paar Jahre zuvor mit einer Petition und Volksabstimmung auf Landesebene gestartet.

Unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und NS-Regimes war im zweisprachigen Gebiet Kärntens/Koroška der verpflichtende, zweisprachige Unterricht eingeführt worden. Das Ziel: durch das „aktive und passive Erlernen beider Landessprachen den an der [slowenischen, Anm. d. V.] Volksgruppe und am Zusammenleben angerichteten Schaden so weit wie möglich gut zu machen“.^[1] Darüber hinaus sahen die Landesbehörden darin die einzige wirksame Möglichkeit, um die Volksschule „aus dem Zugriff nationalsozialistischer Kreise zu befreien“.^[2]

Dreizehn Jahre später wurde der obligate zweisprachige Unterricht per Erlass durch den damals amtierenden SP-Landeshauptmann von Kärnten/Koroška, Ferdinand Wedenig, aufgehoben. Ab 1959 mussten Eltern ihre Kinder anmelden, wollten sie ihnen den Besuch des zweisprachigen Unterrichts ermöglichen. Ein dramatisches Absinken der Anmeldezahlen war die Folge. Landeshauptmann Wedenig reagierte damit auf Forderungen deutschnationaler Kräfte in Kärnten/Koroška, für die der Kampf gegen die zweisprachige Schule seit ihrer Neuformierung nach 1945 ein zentrales politisches Ziel darstellte.^[3]

Im Juni 1988 stimmte im österreichischen Nationalrat eine Mehrheit für eine Reform des Minderheitenschulwesens, die in den wesentlichen Grundzügen den in den Jahren zuvor eingebrachten Forderungen von Kärntner Heimatdienst, Abwehrkämpferbund und FPÖ Rechnung trug. Fortan wurden Klassen, in denen mindestens neun Schüler_innen zum zweisprachigen Unterricht angemeldet waren, in eine zwei- und eine einsprachige Klasse getrennt. Für die nicht-trennbaren Klassen wurden als weitere Konsequenz sogenannte Assistenz- oder Zweitlehrer eingeführt, die über keinerlei Slowenisch-Kenntnisse verfügen mussten.^[4]

Der Wunsch deutschnationaler Kräfte nach einer totalen Trennung der Schüler_innen nach sprachlichen Kriterien wurde zwar nicht realisiert, diese Reform hatte aber letztlich eine weitere Abwertung der im österreichischen Staatsvertrag von 1955 festgeschriebenen institutionellen Gleichberechtigung der slowenischen Sprache in Kärnten/Koroška zur Folge, meint Mirko Wakounig, Gründungsmitglied des „Überparteilichen Komitees zur Verteidigung der zweisprachigen Schulen in Kärnten“. Das Komitee war 1984 mit dem Ziel gegründet worden, die geplante Aushebelung des zweisprachigen Unterrichts in Kärnten/Koroška zu verhindern. Österreichweit wurden Diskussionen, Tagungen und Großdemonstrationen organisiert und Allianzen mit rund 200 zivilgesellschaftlichen Einrichtungen und auch Universitäten gebildet. Auch wenn die Reform des Minderheitenschulwesens trotz des Widerstandes einer österreichweiten Solidaritätsbewegung nicht verhindert werden konnte, wurden in der Bewegung wesentliche Grundsteine für die Bildung zukünftiger minoritärer Allianzen zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen gelegt – etwa jener der Initiative Minderheiten.^[5]

Auch das eingangs beschriebene Foto ist ein Zeugnis dieser Politik der Solidarität. Im Bild blitzt eine andere Logik der Politisierung auf – die der Solidarisierung, in der das Primat der Durchsetzung partikularer Interessen für einen Moment aufgehoben ist. „Man steht im Abseits, sucht Partner, solidarisiert sich und unterstützt grundsätzlich die Gleichberechtigung aller“, begründet Niyazi Ogun, Obmann des „Vereins für österreichisch-türkische Freundschaft - Avusturya Türkiye Dostluk Derneği“, die Teilnahme der Vereinsmitglieder an der Demonstration gegen die Schultrennung in Kärnten. Vermutlich fußte dieser Solidaritätsakt auch auf dem Bewusstsein, dass zwischen Kärntner Slowen_innen und Migrant_innen aus der Türkei trotz vielfacher Differenzen – etwa in Bezug auf ihren sozialen und rechtlichen Status – auch eine grundlegende Gemeinsamkeit existiert: Ihre Präsenz stellt das nationalstaatliche Konstrukt von einer imaginierten ethnischen und sprachlichen Einheit in Frage, fordert es beständig heraus und ist dadurch bis heute Zielscheibe nationalistischer chauvinistischer Politik.

^[1] Kladio, Zeitschrift für Kärntner Verhältnisse, Jg. XVIII, Nr. 11/87.

^[2] Ebd.

^[3] Vida Obid/Mirko Messner/Andrej Leben: Haiders Exerzierfeld. Kärntens SlowenInnen in der deutschen Volksgemeinschaft, Wien: promedia 2002, 70ff.

^[4] Ebd.

^[5] So lernten sich zwei Gründungsmitglieder der Initiative Minderheiten, Michael Örtl und Mirko Wakounig, bei einer Konferenz zu interkultureller Bildung und zweisprachiger Schule kennen, die ihren Ausgangspunkt in der Solidaritätsbewegung hatte, und schmiedeten Pläne für zukünftige Allianzen.

Ein unerhörtes Buch



Unerhörte Lust. Zur Sexualität von behinderten und kranken Menschen. Von: Rudolf Likar und Erwin Riess (Hg.) Salzburg/Wien: Otto Müller Verlag 2016 251 Seiten; EUR 24,80 ISBN: 978-3-7013-1238-2

Schluss mit Tabus – MedizinerInnen und Menschen mit Behinderung über eine selbstbestimmte Sexualität.

Behinderten und kranken Menschen sexuelle Bedürfnisse zuzugestehen ist schwer – noch dazu „ihre eigenen“. Behinderten ein geschlechtliches Begehren anzuerkennen und sich dabei deren sexuelle Handlungen vorstellen zu müssen, grenzt an einem Skandal. Es ist dies aber nicht ein Skandal aufgrund irgendwelcher Perversionen, als der es häufig hingestellt wird. Es ist vielmehr der Skandal der sexuellen Existenz des Menschen schlechthin, an den wir hier stoßen und mit dem wir „unter normalen Verhältnissen“ bloß routiniert umzugehen gelernt haben.

Geleitet von den stereotypen Vorstellungen zu nackter Schönheit und deren Präsentation, zu „erlaubten“ sexuellen Praktiken und deren intimen Kommunikations- und Handlungsabläufen, vermeinen wir immer schon zu wissen, wie eine „normale“ Sexualität auszusehen habe (und wer aufgrund seiner körperlichen und geistigen Verfassung dazu befähigt und berechtigt sei).

Damit erscheint die skandalöse Tatsache, dass die Menschen als sexuelle Wesen nicht einmal in der Konstituierung und Ausdifferenzierung ihrer Intimität mit sich allein bleiben können, sondern auch und gerade hier von anderen abhängig sind, kein öffentlich ansprechbares Problem mehr – es wird verleugnet und verdrängt. Die Zumu-

tion, dass sich sogar die Intimsphären der Menschen gegenseitig durchdringen und auch nicht durch eine „politisch korrekte“ Reglementierung abgesichert werden können, muss dann nicht mehr schmerzhaft empfunden werden. Zumindest wird diese Zumutung nicht mehr deutlich sichtbar und so von den Einzelnen kaum mehr wahrgenommen. Mit anderen Worten, „normaler“ Sex verläuft in informell geregelten Bahnen, ohne explizit normiert werden zu müssen (oder auch nur zu können). Damit jedenfalls scheint der „normale“ Sex problemlos zu funktionieren...

Andererseits bei den Behinderten. Diese müssen mehr noch als die Nicht-Behinderten und auf einer weitaus individuelleren Basis eine, sprich ihre, sexuelle Normalität erst herstellen und können sich nicht (oder noch nicht) auf die Sicherheit eines informellen Automatismus verlassen. Sie sind gewissermaßen PionierInnen, sie sind die Avantgarde von geschlechtlicher Auseinandersetzung und deren gesellschaftlicher Implementierung (die auch von den „Normalen“ in jeder Epoche neu zu leisten ist und einem historischen Wandel unterliegt).

Um aber konkret und in den relevanten Einzelheiten über die sich hier verborgenen Probleme Bescheid wissen zu können, bedarf es der empirischen Beobachtung. Einer Beobachtung, die

sich so weit als möglich von den gängigen Projektionen fernhalten und – zunächst einmal – die persönlichen Erfahrungen zu Wort kommen lassen sollte. Umso erfreulicher, dass jetzt ein Buch erschienen ist, das auch und gerade den praktischen Aspekten dieser Probleme Rechnung tragen möchte: Die in „Unerhörte Lust“ versammelten Texte sind einerseits von MedizinerInnen verfasst, die sich mit verschiedenen Krankheitsbildern im Kontext der Sexualität beschäftigen, andererseits von behinderten Menschen – und damit von den Betroffenen selbst. Die Beiträge sind gewiss heterogen, sie reflektieren damit aber gerade die unterschiedlichen Aspekte und Sichtweisen der Problemlage – und das auf eine sehr anregende Weise. Will man sich über die vielfältigen und überaus brauchbaren Sachverhaltsdarstellungen hinaus einem literarischen Vergnügen zuwenden, liest man am besten den Text von Erwin Riess.

Alles in allem handelt es sich um ein Buch, das neue Perspektiven erschließt und daher nicht nur für Betroffene und deren PartnerInnen sowie für ein Fachpersonal von Interesse sein kann. Es vermag darüber hinaus auch den „Normalen“ zu unerwarteten Einsichten über das eigene Sexualleben zu verhelfen.

Peter Moeschl

Eine mutige Kämpferin



Die Wassergöttin. Wie ich den Bann des Voodoo brach. Von Joana Adesuwa Reiterer. München: Knauer Verlag 2015 320 Seiten; EUR 10,30 ISBN 978-3-426-78785-4

In ihrer Autobiografie „Die Wassergöttin“ beschreibt Joana Adesuwa Reiterer, Gründerin des Vereins EXIT zur Bekämpfung des Frauenhandels aus Afrika, ihr Leben in Nigeria und Wien, wo sie seit 2003 lebt.

Die Familie von Joana Adesuwa Reiterer – sie hat noch eine Schwester und zwei Brüder – war durch die Mutter sehr christlich geprägt. Der Vater wandte sich aber durch den Einfluss einer Cousine dem Jujukult zu. Der Geschäftsmann betrieb mehrere Tankstellen und war im Besitz von Frachtern. Er baute inmitten von eingeschossigen Häusern neben dem Busch ein zweistöckiges Haus, das von einer hohen Mauer mit eingelassenen Scherben umgeben war, denn Besitz musste beschützt werden. Als seine Geschäfte immer schlechter gingen, gab der nicht wirklich treue Ehemann seiner Frau die Schuld. Er beschimpfte sie als *Ogbanje* – Wassergöttin –, die ihn verhext habe, und misshandelte sie. Er machte mit den Schulduweisungen auch bei den Töchtern nicht halt. So wurde auch Joana zur Hexe erklärt und vom Vater verstoßen.

Joana zog zu ihrer Großmutter und begann ein Studium in Auchi. Eines Nachts drangen bewaffnete Männer in ihr Zimmer ein und wollten sie vergewaltigen. Sie konnte fliehen, wurde dann aber am Uni-

campus von einem der Männer eingekerkert. Mit einer Freundin fuhr sie nach Laos, wo sie zeitweise unter einer Brücke schlafen mussten. Hier lernte die junge Frau den Kanadier Michael kennen. Sie verliebten sich ineinander, doch das Glück währte nicht lange, da der schwerkranke Mann bald verstarb.

Joana arbeitete in der Film- und Unterhaltungsindustrie u. a. als Schauspielerin, und eröffnete ihre erste Boutique. In dieser Zeit lernte sie Tony kennen, der angeblich in Wien ein Reisebüro und eine Restaurantkette betrieb. Sie heirateten in Nigeria. Tony zwang seine Frau, sich einem tagelangen Voodoo-Ritual zu unterziehen, das sie „zur Frau“ machen sollte. Nach diesem grausamen Ritual folgte Joana Tony nach Wien. Hier erfuhr sie, dass ihr Mann ein Menschenhändler war, der Frauen nach Europa holte, um sie zur Prostitution zu zwingen. Sie verließ Tony, die Ehe wurde geschieden.

Joana Adesuwa Reiterer wurde in ihrem Leben immer wieder an extreme Grenzen getrieben, die sie aber letztendlich gestärkt haben.

Inzwischen ist sie mit einem Österreicher verheiratet, mit dem sie einen Sohn hat, und ist als Filmproduzentin, Eventmanagerin, Designerin und Autorin tätig. Die mutige Kämpferin gründete im Jahr 2006 den Verein EXIT mit dem Ziel, den Frauenhandel aus Afrika zu stoppen. 2014 folgte *Joadre*, ein Fashion- und Lifestyle-Label in Wien und Lagos (www.joadre.at), mit dem sie den Frauenhandel bekämpfen will. *Joadre* macht Aufklärungsarbeit zum Thema Frauenhandel und bietet Produkte an, die von Betroffenen des Frauenhandels und gefährdeten Frauen hergestellt werden.

Die Autorin erhielt für ihr Engagement zahlreiche Auszeichnungen: Sie wurde u. a. durch die „Women's Federation for World Peace“ als „Ambassador of Peace“ geehrt, erhielt den MIA-Award für Migrantinnen in Österreich und ist die erste Trägerin des von der österreichischen Liga für Menschenrechte verliehenen Menschenrechtspreises.

Petra M. Springer

WO SPRICHT MAN MEINE SPRACHE?



» NETZWERK DIVERSITY

+43 1 514 50 - 1070

E diversity@wkw.at

W wko.at/wien/diversity

WKO WIEN
WIRTSCHAFTSKAMMER WIEN
Weiter kommen.

3. WIENER GEBÄRDEN- POETRY-SLAM

DO., 10. 11. 2016, 20 UHR
THEATER BRETT
MÜNZWARDEINGASSE 2
1060 WIEN

SlammerInnen (in Lautsprache und
Gebärdensprache), die mitmachen wollen,
melden sich bitte bis 27. 10. unter
minderheiten@gbw.at an.



ÖSTERREICHISCHER
GEHÖRLOSENBUND

öglb



DIE GRÜNE
BILDUNGS-
WERKSTATT
MINDERHEITEN

stimme 101 >>

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Sexismus und Homophobie

War der Sieg Österreichs 2014 beim Eurovision Song Contest mit einem schwulen Mann, der als eine bärtige Frau auftritt – und die Euphorie rund um die Ausrichtung des Großevents in Wien im darauf folgenden Jahr – gleichzeitig der endgültige Sieg einer offenen Gesellschaft? Wo steht die selbsternannte „Hauptstadt der Toleranz“ eineinhalb Jahre danach? Und vor allem: Ist der Funke der medial gefeierten Offenheit für queere Lebensweisen auch auf die Bundesländer übersprungen? Wie steht es um Sexismus und Diskriminierung von Frauen – längst Schnee von gestern? In der Winterausgabe der Stimme suchen wir Antworten auf Fragen rund um Homophobie und Sexismus in Österreich.

stimme *Abonnieren!*

Zeitschrift der Initiative Minderheiten

Die **stimme** erscheint seit 1991 als einzige minderheitenübergreifende Zeitschrift in Österreich. Seit 24 Jahren informieren wir über die Anliegen und Forderungen der minorisierten Gruppen, diskutieren die Entwicklungen in der Minderheitenpolitik und treten für die Bildung von minoritären Allianzen ein.

Die **stimme** wird regelmäßig an rund 4000 Personen und Einrichtungen versandt. Knapp 200 davon sind zahlende AbonnentInnen.

Ein **stimme**-Jahresabo kostet nur 20 Euro. Als Mitglied der Initiative Minderheiten bekommen Sie die **stimme** kostenlos.

Abonnieren Sie die **stimme** – schicken Sie uns ein E-Mail an: office@initiative.minderheiten.at

Auf ein Wiederlesen!

Ich möchte ein **stimme**-Jahres-Abo bestellen

Ich möchte Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Ich möchte ein **stimme**-Zweijahres-Abo bestellen

Ich möchte förderndes Mitglied der Initiative Minderheiten werden

Vorname(n):

Jahresabonnement (vier Hefte) inkl. Versand:

Inland EUR 20,- | Ausland EUR 30,-

Zweijahresabonnement: Inland EUR 38,-

Ausland EUR 58,- | Mitgliedschaft: EUR 25,-

Fördernde Mitgliedschaft: ab EUR 100,-

Nachname(n):

Adresse:

Aboverwaltung: Kai Kovrigar

Tel. & Fax: (+43 1) 9669001

abo@initiative.minderheiten.at

www.initiative.minderheiten.at

www.zeitschrift-stimme.at

E-Mail:



erinnern für die zukunft



Wien.
Die Stadt
fürs Leben.

Bewusstsein schaffen, Reflexion fördern und die Grenzen der Wahrnehmung erweitern. Das sind wesentliche Aufgaben der Kulturpolitik. Auch, was die eigene Geschichte der Stadt betrifft. Kontextualisierte Installationen, Kunstwerke und Denkmäler sind Instrumente der Erinnerungskultur. Verantwortung für die Zukunft übernimmt der, der die Gegenwart gestaltet, indem er die Vergangenheit begreift. Die Broschüre „Erinnern für die Zukunft“ kann man bestellen bzw. downloaden unter: www.wien.at/kultur-freizeit/erinnern.html

StadT  Wien

Erscheinungsort: Innsbruck | Verlagspostamt: 6020 Innsbruck | P.b.b. | Bürgerinitiative Demokratisch Leben | Stimme Nr. 100 | Aufgabepostamt: 1239 Wien | Zulassungsnummer: GZ 022031717 S |
Österreichische Post AG/Sponsoring Post | Rücksendeadresse: Initiative Minderheiten, Gumpendorferstraße 15/13, 1060 Wien | ISSN: 2306-9287



» nächste **stimme** erscheint im Dezember 2016

100

BUNDESKANZLERAMT | ÖSTERREICH
KUNST

BMB
Bundesministerium
für Bildung

bmwf
Bundesministerium für
Wirtschaft, Familie und Jugend

WIEN
KULTUR

kultur
burgenland

